

# +EINSICHTEN PERSPEKTIVEN

Bayerische Zeitschrift für Politik und Geschichte



## Autorinnen und Autoren sowie Interviewpartnerinnen und Interviewpartner dieses Heftes

**Prof. Dr. Michael Brenner** ist Inhaber des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München sowie Direktor des Center of Israel Studies an der American University in Washington, D.C.

**Rebekka Denz** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Judaistik an der Otto-Friedrich-Universität in Bamberg und beim Israel Jacobson Netzwerk in Braunschweig. Gemeinsam mit Tilmann Gempp-Friedrich bildet sie die Redaktion von Centralverein.net.

**Mirna Funk** ist Schriftstellerin, Journalistin und Drehbuchautorin. 2021 erschien ihr zweiter Roman "Zwischen Du und Ich".

**Eva Haller** ist seit 2009 Präsidentin der Europäischen Janusz Korczak Akademie, **Maximilian Feldmann** ist dort als Referent für Presse und Öffentlichkeitsarbeit tätig. **Sofija Pavlenko** ist Jugendleiterin beim Projekt "YouthBridge".

**Alexa Karolinski** studierte Kunstgeschichte und Dokumentarfilm und ist heute als Filmemacherin tätig. Zusammen mit Anna Winger verfasste sie das Drehbuch zur preisgekrönten Serie "Unorthodox".

**Dr. Hanno Loewy** ist Literatur- und Filmwissenschaftler, Publizist und Ausstellungskurator sowie seit 2004 Direktor des Jüdischen Museums Hohenems in Österreich.

**Gil Ofarim** ist seit seiner Jugend als Musiker tätig. Daneben betätigt er sich außerdem als Schauspieler, Synchronsprecher und Radiomoderator. 2021 erschien seine Autobiografie "Freiheit in mir".

**Dr. Josef Schuster** ist seit 2002 Präsident des Landesverbands der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern und seit 2014 Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland.

**Levi Israel Ufferfilge** hat Jüdische Studien und Judaistik studiert und ist heute als Religionspädagoge und Autor tätig. 2021 erschien sein Buch "Nicht ohne meine Kippa!".

Das Heft enthält Fotos aus der Reihe "Jüdisches Leben" von Gesche-M. Cordes. Die Aufnahmen entstanden in Hamburg.

**Gesche-M. Cordes** arbeitet als freie Fotografin in Hamburg. Ihr Foto "Im Spiel versunken, hüpfen um den Davidstern" wurde im Rahmen des Fotowettbewerbs "Zusammenhalt in Vielfalt – Jüdischer Alltag in Deutschland" prämiert.

# Inhalt

	Grußworte von Rupert Grübl, Direktor der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, und Dr. Ludwig Spaenle, MdL, Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe	4
	Sieben lange Jahre von Mirna Funk	6
	"Wir müssen uns sehr davor hüten, die jüdische Geschichte auf eine Verfolgungsgeschichte zu reduzieren" ein Interview mit Michael Brenner	10
	"Das jüdische Leben in Deutschland ist bunt" ein Interview mit Gil Ofarim	18
	"Die Gegenwart muss uns besonders am Herzen liegen" ein Interview mit Josef Schuster	24
	Jüdische Schulen in Deutschland von Levi Israel Ufferfilge	30
	"Sobald ein 'Ihr' im Raum steht, hat das einen bitteren Beigeschmack" ein Interview mit Alexa Karolinski	36
	Was Sie schon immer über Juden wissen wollten und nicht zu fragen wagten. Das jüdische Museum Hohenems als Schule der Zweideutigkeit von Hanno Loewy	42
	Sieben Fragen an drei jüdische Museen in Bayern ein schriftliches Interview mit den Jüdischen Museen München, Augsburg Schwaben und Franken	52
ממתוחות שיה אינור	"Wir deutschen Juden sind Deutsche". Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (1893–1938) als Repräsentant jüdschen Empowerments von Rebekka Denz	66
	"Nur durch gegenseitiges Kennenlernen, durch Respekt und einen Dialog auf Augenhöhe können wir etwas bewegen" ein Interview mit Eva Haller, Maximilian Feldmann und Sofija Pavlenko	74



Foto: BLZ

### Grußwort des Direktors der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

im Jahr 2021 ist es 1.700 Jahre her, dass jüdisches Leben erstmals im Gebiet des heutigen Deutschland dokumentiert wurde – zu einer Zeit, in welcher der Limes in diesem Gebiet eine Grenze zwischen dem Römischen Reich und Germanien zog und ein deutscher Nationalstaat noch weit entfernt war. Ein Edikt Kaiser Konstantins, das auf Anfrage der Stadt Köln erlassen wurde, legte am 11. Dezember 321 n. Chr. fest, dass Juden in städtische Ämter der Kurie berufen werden dürfen. Für Bayern stellt das älteste Zeugnis jüdischen Lebens eine Urkunde aus Regensburg aus dem Jahr 981 n. Chr. dar. Spätere Belege stammen aus Passau (1210) und München (1227). Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, dass auch auf dem Gebiet Bayerns bereits seit der Spätantike Jüdinnen und Juden gelebt haben.

Der erste Nachweis jüdischer Präsenz ist Anlass, in diesem Jahr, 1.700 Jahre später, deutschlandweit ein Jubiläum zu begehen, im Rahmen dessen jüdisches Leben in seiner Kontinuität in Deutschland ins Bewusstsein gerufen und in seiner gegenwärtigen Vielfalt erlebbar gemacht wird.

Dieses Themenheft leistet hierzu einen Beitrag, indem es Jüdinnen und Juden zu Wort kommen lässt, die ihre Sicht auf die jüdische Geschichte und auf das jüdische Leben in Deutschland zum Ausdruck bringen. Die hier präsentierten Essays und Interviewbeiträge zeigen, dass die Frage nach jüdischen Identitäten vielseitige Antworten nach sich zieht, und zeichnen ein sehr buntes, facettenreiches Bild jüdischen Lebens. In Zusammenarbeit mit dem Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe, Dr. Ludwig Spaenle, MdL, ist in Fortsetzung der gemeinsamen Arbeit im Rahmen des Themenhefts "Antisemitismus" nun eine Publikation entstanden, die sichtbar macht, dass es sich bei Jüdinnen und Juden nicht um eine Randgruppe in der deutschen Gesellschaft handelt, sondern dass jüdisches Leben in der Mitte der Gesellschaft stattfindet – nach dem Holocaust kann die Selbstverständlichkeit jüdischen Lebens in der deutschen Gesellschaft nicht genug betont und geschätzt werden.

Die Essays und die Interviews dieses Themenhefts verdeutlichen aber auch, dass bei der Thematisierung jüdischen Lebens der Antisemitismus nicht ausgeklammert werden kann, da dieser leider sowohl zur Geschichte des Judentums als auch zur Lebensrealität der Jüdinnen und Juden in Deutschland gehört. Die in den Beiträgen dieses Themenhefts vermittelten Informationen zum Jüdischsein in Deutschland sollen eine Grundlage schaffen, um entschieden gegen Antisemitismus vorzugehen. Antisemitischen Stereotypen soll Wissen entgegengesetzt werden – das Wissen um die Geschichte jüdischen Lebens und die Vielfalt jüdischer Identitäten in Deutschland.

#### Rupert Grübl

Direktor der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit



Foto: Studio Liebhart

Grußwort des Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe

Liebe Leserinnen und Leser, sehr geehrte Damen und Herren!

Die antisemitischen Straftaten und Übergriffe nehmen in den jüngsten Jahren sowohl in Bayern wie auch in Deutschland merklich zu. Allein im vergangenen Jahr wurden in Bayern 353 und in Deutschland 2.275 Straftaten verzeichnet.

Wir dürfen als Gesellschaft dieser Entwicklung nicht zuschauen, sondern müssen antisemitischen Tendenzen aktiv entgegentreten. Für mich steht fest: Eine Kultur des Hinschauens und Handelns ist bei unseren Bürgerinnen und Bürgern gefragt.

Konkret geht es nach meiner Überzeugung um Solidarität mit Jüdinnen und Juden, um eine zeitgemäße und nachhaltige Bildungsarbeit gegen Judenhass sowie um konsequentes Handeln von Polizei und Justiz gegen antisemitische Straftäter.

Gerade die Bildungsarbeit kann von der Schule angefangen bis zu außerschulischen Bildungsangeboten einen wichtigen Beitrag im Kampf gegen Antisemitismus leisten – und tut dies zum Teil auch bereits. Im vergangenen Jahr konnte ich gemeinsam mit der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit das erste Themenheft "Antisemitismus" herausgeben. Mit dem nun vorliegenden zweiten Themenheft "Jüdisches Leben" setzen wir die

enge Zusammenarbeit in Bildungsfragen mit der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit fort. Darüber hinaus darf ich an die Publikation "Wissen gegen Judenhass" erinnern.

Und ich stelle fest: Die Bundesrepublik und die deutschen Länder sind nicht untätig. Bayern und alle Länder sowie die Bundesrepublik haben Beauftragte für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus ernannt. Sie sind Mahner gegen rechts- und linksextreme Ausformungen und Motivlagen des Antisemitismus, ebenso wie auch gegen islamistische Handlungen gegen Jüdinnen und Juden.

Mit Blick nach vorn halte ich aber eine weitere Ebene für wichtig. Ich habe den Vorstoß gemacht, dass der Kampf gegen Antisemitismus in die Bayerische Verfassung und in das Grundgesetz als Staatsziel aufgenommen werden soll.

Das Festjahr "1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland" gibt uns bei unseren Anstrengungen gegen Antisemitismus Rückenwind, denn es ermöglicht jüdisches Leben in Bayern und Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart sichtbar zu machen und so die Grundlage für Solidarität mit Jüdinnen und Juden zu verbreitern.

Ich bin davon überzeugt, dass wir durch die Auseinandersetzung mit jüdischer Geschichte und Kultur dauerhaftes Vermitteln und Verständnis für jüdisches Leben heute entwickeln können.

Ich wünsche mir, dass die neue Publikation dazu ihren Beitrag leistet, und wünsche ihr eine große Verbreitung.

Dr. Ludwig Spaenle

Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus



## SIEBEN LANGE JAHRE

von Mirna Funk

Ich habe mich jetzt viele Wochen lang gefragt, was ich eigentlich schreiben soll, was ich noch zu sagen habe? Ist denn nicht alles gesagt, habe ich immer wieder gedacht. Habe ich nicht alles, was ich zu jüdischem Leben heute, zu Antisemitismus, zu Israel und Palästina und zum Holocaust denke, fühle, meine, glaube und weiß, längst aufgeschrieben? Müsste man nicht einfach nur alle meine Essays und Artikel und Romane der letzten Jahre lesen. Reichte das nicht? Wiederhole ich mich nicht langsam. Gerade jetzt, wo ich vor allem nicht mehr alleine kämpfe, wie noch vor sieben Jahren, als Journalisten und alle anderen vor mir saßen und behaupteten, das Problem, das ich sehe, gäbe es gar nicht. Ich würde hier irgendwas dramatisieren, vielleicht sogar auf einer Welle surfen, um Bekanntheit zu erlangen. Antisemitismus? Der ist mit Hitler im Führerbunker gestorben, Frau Funk. Und ich weiß noch, wie ich da 34-jährig vor diesen Journalisten saß, mit meinem Debütroman "Winternähe" in der Tasche, verunsichert, dass sie recht haben könnten und ich unrecht.

Sieben Jahre sind seitdem vergangen. Sehr lange, anstrengende sieben Jahre. Ich befinde mich also im Moment mit dieser Arbeit, die ich nie plante, zu meinem Lebensmittelpunkt zu machen, im verflixten siebten Jahr. Und das spüre ich. Ich merke unserer Beziehung an, dass die Leidenschaft fehlt, die Luft raus ist, dass ich mich nicht einmal mehr streiten will, sondern nur noch süße Selfies mit Elfen-Filter auf Instagram posten möchte, wenn sich wieder irgendwelche Leute auf Twitter wegen irgendwelcher Essays, die schon lange nicht mehr von mir kommen, die Köpfe einschlagen. Meinen Twitter-Account habe ich bereits vor einem Jahr gelöscht. Manche mögen das Altersmilde nennen, ich glaube, ich bin ein bisschen durch mit meinem Partner, dem Bildungsauftrag. Dabei leben wir immer noch zusammen, als sei nichts gewesen: Ich moderiere einen Podcast für den Verein 1.700 Jahre Jüdisches Leben in Deutschland, trete in Talkshows auf, in denen es um Juden geht, habe meine Vogue-Kolumne zu jüdischem Leben, sitze in Panels, mache Lesungen zu meinem neuen Roman, der von der transgenerationalen Weitergabe von Traumata handelt, und ich schreibe jetzt hier heute diesen Essay, den ich nicht formulieren kann, ohne meine Gedanken zu ihm zu reflektieren.



Mirna Funks neuer Roman "Zwischen Du und Ich" Foto: dtv

Das heißt, wir sind immer noch zusammen, ich und der Bildungsauftrag, den ich eigentlich nie heiraten wollte. Aber nun bin ich kurz davor, die Scheidung einzureichen. Einfach, weil sich nichts ändert, obwohl ich dem Bildungsauftrag schon mehrmals Hinweise zu meiner Unzufriedenheit mit auf den Weg gegeben habe. Zum Beispiel während des gemeinsamen Zähneputzens, wartend beim Wochenendeinkauf an der Kasse oder auf der Sonnenliege am Strand von Tel Aviv nach fünf Gläsern Chablis. Trotz dieser zahlreichen Versuche scheint er nicht zu verstehen, dass ich es diesmal wirklich ernst meine. Dass ich so unzufrieden und müde und genervt bin, dass ich möglicherweise wirklich das Ding durchziehe mit der Trennung. Aber anstatt Angst zu bekommen, grinst mich der Bildungsauftrag jedes Mal, wenn ich meine Bedenken zu unserer Ehe thematisiere, an und sagt nur: "Wir beide, du und ich, wir sind für die Ewigkeit gemacht!"

#### Ein Feuerwerk der Gefühle

Diese Einleitung schrieb ich vor 14 Tagen. Danach legte ich den Text wieder zur Seite, weil, Sie wissen schon, der Bildungsauftrag und ich im Moment durch eine turbulente Zeit gehen. Wer hätte ahnen können, dass er recht behalten würde. Dass wir, ob ich will oder nicht, für die Ewigkeit gemacht sind. Und zwar aus einem einzigen Grund, nämlich weil ich Jüdin bin und Jüdin bleiben werde. Allerdings hatte ich das die letzten Jahre minimal aus dem Blick verloren. Dass genau dieser Aspekt der Grund ist, warum der Bildungsauftrag und ich forever and ever aneinander gekettet sein werden, ob ich das nun sexuell anziehend finde oder nicht. Vergessen hatte ich es, weil ich mir nach dem Erscheinen meines Romans, eine Bubble gebaut hatte. Eine antisemitismusfreie Bubble, aus vor allem jüdischen Freunden, mit denen ich zwar kontrovers diskutierte, über alles und zu jeder Gelegenheit, aber niemals Gefahr lief, für die Politik Israels zur Rechenschaft gezogen zu werden oder einer Pathologie ausgesetzt zu sein, bei der ich meinem Gegenüber erstmal Absolution erteilen musste, damit es sich mit mir normal unterhalten kann, ohne irgendwie innerlich durchzudrehen. Dass ich Jüdin bin und Jüdin bleiben werde, habe ich in den letzten sieben Tagen am eigenen Leib spüren müssen, als sich der Israelisch-Palästinensische-Konflikt (folgend: I/P-Konflikt genannt) erneut entzündete und eine digitale Empörungswelle auslöste, die dazu führte, dass ich nach einer Instagram-Story, in der ich kurz und knapp darauf hinwies, sich trotz der emotional aufgeladenen Situation daran zu erinnern, dass hier 99,9 Prozent aller Außenstehenden nichts, also wirklich rein gar nichts, zum Konflikt wissen und dementsprechend auch nichts sagen sollten, hunderte Nachrichten erhielt, in denen mir, meiner Tochter und meiner Familie mit dem Tod gedroht wurde. In diesen Nachrichten wurde mit der Parole "Free Palestine" daran erinnert, dass einige das mit dem "From the river to the sea" eben ernst meinen und am liebsten auch auf die ganze Welt ausdehnen wollen würden. Zu diesen Nachrichtenschreibern gehörten nicht nur Migras, Arabs und Palästinenser selbst, sondern weiße Deutsche. Bei linken Wokies - also Millennials, die sich deshalb als "wache" Bewegung empfinden, weil sie ihren Blick auf Ungerechtigkeiten aller Art gelenkt haben - hört "justice" nämlich immer dann auf, wenn der Jude beginnt. Und das liegt selbstverständlich daran, dass die antisemitische Fantasie gerade auf der übermächtigen Überlegenheit basiert. Wenn es also den absoluten Unterdrücker in dieser Welt gibt, dann ist und bleibt das der Jude. Jedenfalls bei allen, die sich ein bisschen im dichotomen Weltbild von Unterdrücker und Unterdrückten verloren haben.

#### Für immer euer favorite Sündenbock

Und diese Nachrichten bekam nicht nur ich, sondern jeder einzelne Jude, der irgendwie peripher auf Social Media abhängt, also so gut wie jeder. Synagogen wurden attackiert und auf Demonstrationen in Gelsenkirchen wurde "Scheißjuden" geschrien. Der geballte antisemitische Hass, schön ins "social justice"-Kostüm gehüllt, entlud sich binnen weniger Stunden in der ganzen Welt.

Hatten wir in den letzten zwei Jahren voller Energie dafür gekämpft, als Juden in Deutschland nicht nur für das Tripple "Shoah, Antisemitismus und den I/P-Konflikt" zu stehen, sondern darüber hinaus als Juden wahrgenommen zu werden, die eine Kultur, eine Philosophie und eine Geschichte haben, die weit über den beliebten Dreiklang hinausgeht, wurden wir wirklich in Lichtgeschwindigkeit zurückkatapultiert. Auf den Platz, auf den wir hingehören. Den Platz nämlich, den alle anderen außer uns definieren dürfen. Getreu dem bekannten Göring-Zitat "Wer Jude ist, bestimme ich" wurde allen Juden weltweit erklärt, was sie während einer Auseinandersetzung in Israel zu tun haben: sich äußern - auf eine bestimmte Weise natürlich -, sich positionieren - auf eine bestimme Weise natürlich -, und sich bloß nicht darüber aufregen, dass man ihnen erklärt, was sie zu tun und zu lassen haben. "Die Juden brauchen gar nicht wagen, unseren Aktionismus, unseren Kampf für eine bessere Welt, als Antisemitismus zu brandmarken", wurde von Seiten

der Wokies gebrüllt. Wir bezeichnen Juden als Kolonialmacht, auch wenn das historisch natürlich vollkommener Blödsinn ist, und wir nennen Israel eine Apartheid, auch wenn jeder Südafrikaner, der in echter Apartheid aufgewachsen ist, sich schwitzend im Schlaf winden würde, ob eines solch infamen Vergleiches.

Kolonial- und Militärmacht, Apartheid, Kindermörder, Faschisten. Das sind die Begriffe, mit denen Israel durchgängig in den letzten Tagen betitelt wurde. Und ich mittendrin. Die deutsche Jüdin, ohne israelische Staatsbürgerschaft, der abverlangt wurde, sich als lebendes Schutzschild entweder vor Israel oder die Palästinenser zu werfen.

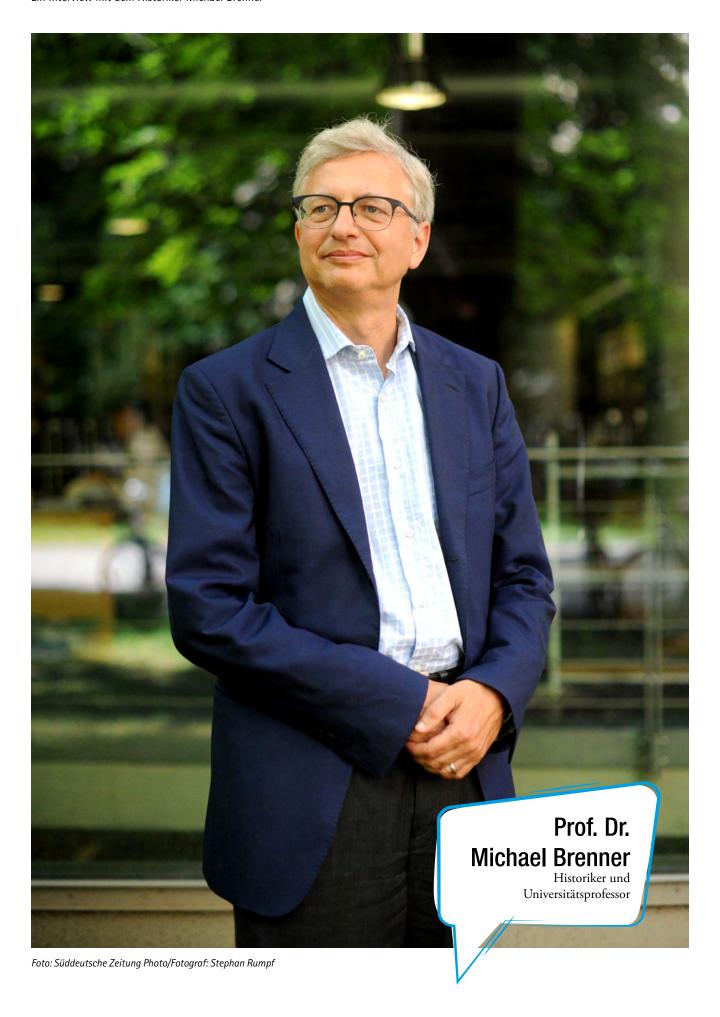
### Das Tripple als Beifahrer

Über unsere Lebensrealität sollte ich schreiben. Einen Essay über das blühende Leben der Juden und Jüdinnen in Deutschland, 75 Jahre nach dem großen europäischen Zivilisationsbruch, 75 Jahre nachdem die Hälfte der gesamten jüdischen Weltbevölkerung ermordet wurde. Einen Essay über unsere Kultur, Philosophie, Geschichte, über unseren Alltag fernab von Shoah, Antisemitismus und dem I/P-Konflikt. Das ist mir entweder gar nicht gelungen oder eben doch hervorragend. Weil es für Diaspora-Juden eben nur einen Alltag der jüdischen Geschichte, Philosophie und Kultur fernab vom anstrengenden Tripple als Illusion gibt. Das anstrengende Tripple ist unser ständiger Begleiter. Es ist der Beifahrer in meinem dreißig Jahre alten goldenen Porsche. Es ist gekommen, um zu bleiben, genauso wie es mir mein Partner der Bildungsauftrag nach dem fünften Glas Chablis unter dem weißen Sonnenschirm und auf der orangefarbenen Sonnenliege am Gordon Beach mit einem Chickenwing im Mund erklärte. Ob wir wollen oder nicht, weil wer Jude ist, bestimmen sie, nicht wir. Der einzige Ort, an dem wir bestimmen können, wer wir sind, ist Israel. An diesem Ort kann alles gesagt und gedacht und gemacht werden, ohne die Konsequenzen der anderen, der Mehrheitsgesellschaft der Welt spüren zu müssen, ohne Angst zu haben, auf die Straße zu gehen und angefeindet zu werden. Denn ja, diese Angst hatte ich die letzten Tage und ich bin kein Jammerlappen, keine Opfer-Jüdin. Ich sage das nicht, um Mitleid oder Sympathie zu erzeugen. Mitleid und Sympathie interessieren mich nicht. Mitleid und Sympathie interessieren uns schon seit 5.781 Jahren nicht. Unsere Stärken sind unsere Resilienz, unser unbedingter Wille zu überleben trotz widriger Umstände auf der ganzen Welt und unsere Fähigkeit zum nuancierten Denken.



Mirna Funk in Tel Aviv-Jaffa Foto: Dafy Hagai

In den letzten Tagen sollte ich mich nicht nur äußern, positionieren und erklären, ich wurde auch hunderte Male auf Instagram gefragt, welches Buch man lesen müsse, welche Dokumentation schauen, ja, wie man denn nun einen Überblick über den kleinsten, aber wichtigsten aller Konflikte auf diesem Planeten bekommen könne. Meinem Partner, dem Bildungsauftrag, las ich die Nachrichten vom Bett aus vor. Er hörte mir geduldig zu, während mir die Tränen über die Wangen kullerten. Dann ging er in die Küche, brachte mir ein Glas mit eiskaltem Chablis und massierte mir die Füße. Diesmal erklärte er mir nicht rechthaberisch, dass er schließlich recht behalten hatte, dass er und ich nun mal forever seien, sondern machte endlich wieder Liebe mit mir. So wie damals, kurz nachdem wir uns kennengelernt hatten.



# "WIR MÜSSEN UNS SEHR DAVOR HÜTEN, DIE JÜDISCHE GESCHICHTE AUF EINE VERFOLGUNGSGESCHICHTE ZU REDUZIEREN"

Ein Interview mit dem Historiker Michael Brenner über die Komplexität jüdischer Identitäten, das Phänomen des "Philosemitismus" und die Geschichte des jüdischen Lebens in Deutschland

Michael Brenner, geboren 1964, wuchs in Weiden in der Oberpfalz als Sohn von zwei Holocaust-Überlebenden auf. Seine Mutter Henny stammte aus einer großbürgerlichen Familie aus Dresden, wo es Mitte Februar 1945 aufgrund der Bombardierung der Stadt nicht zu ihrer bereits geplanten Deportation kam, sein Vater wurde in der polnischen Kleinstadt Chrzanów geboren und gelangte nach seiner Befreiung aus einem Außenlager des Konzentrationslagers Groß-Rosen im Sommer 1945 nach Bayern. Michael Brenner ist Inhaber des Lehrstuhls für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München sowie Direktor des Center of Israel Studies an der American University in Washington, D.C. Seit 2013 bekleidet er außerdem das Ehrenamt des Internationalen Präsidenten des Leo-Baeck-Instituts. Zuletzt erschien von ihm das Buch "Der lange Schatten der Revolution. Juden und Antisemiten in Hitlers München 1918–1923".

Für das vorliegende Nachfolgeheft zum Themenheft "Antisemitismus" war es der Plan der Redaktion, bewusst nicht explizit auf Judenfeindschaft einzugehen, sondern auf das "ganz normale" jüdische Leben in Deutschland. Das ist nun nach den immer wiederkehrenden, sich scheinbar verschärfenden antisemitischen Vorfällen im Frühjahr 2021 nicht gelungen – Mirna Funk betont in ihrem Essay zum Beispiel, wie stark jüdisches Leben und Antisemitismus verknüpft sind. Gehört Antisemitismus unablösbar zum Leben von Jüdinnen und Juden in Deutschland?

Michael Brenner: Ich würde sagen, diejenigen Jüdinnen und Juden, die in Deutschland aufgewachsen sind, kennen wahrscheinlich kein jüdisches Leben ohne Antisemitismus. Aber gleichzeitig hat das auch nicht unbedingt den Alltag unseres Lebens bestimmt. Man muss leider feststellen, dass der Antisemitismus in den letzten Jahren zugenommen hat. Davor hat man natürlich gemerkt, dass es Antisemitismus in Deutschland gibt, aber erst in den letzten Jahren hat er das Alltagsleben der Jüdinnen und Juden stärker geprägt. Ob der Antisemitismus unablösbar zu

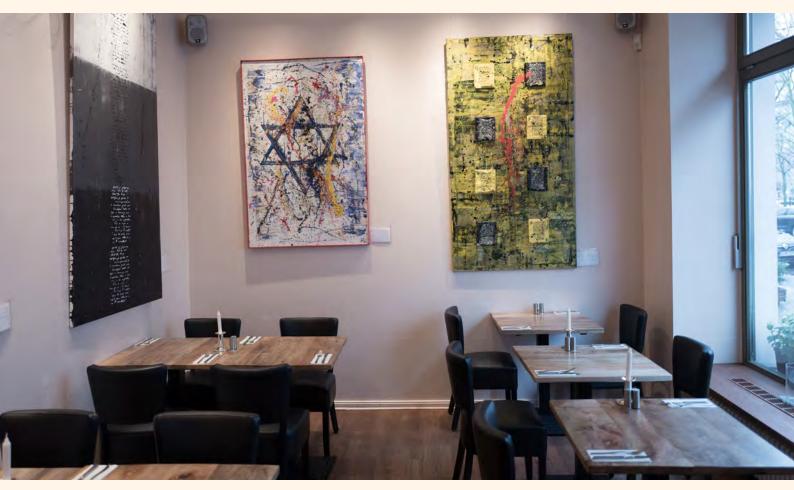
Deutschland gehört, weiß ich nicht, aber er gehört leider zur – ich will mal sagen – Un-Kulturgeschichte Europas in den letzten 1.000 Jahren oder länger. Die Vorstellung, dass er irgendwann einfach verschwinden würde, halte ich für etwas illusorisch. Was wir versuchen können, ist, ihn einzudämmen. Albert Einstein hat einmal gesagt, es sei leichter, ein Atom zu spalten, als ein Vorurteil loszuwerden. Ich fürchte, dass er damit schon recht hatte.

Worin liegt für Jüdinnen und Juden – die agnostisch oder atheistisch eingestellt sind – eigentlich die Essenz jüdischer Identität – in Familiengeschichten, Traditionen, Kultur?

Michael Brenner: Das ist eine sehr gute Frage, die in wenigen Sätzen schwierig zu beantworten ist. Ich halte gerade eine Vorlesung zu dem Thema, was das Judentum eigentlich ausmacht. Ich glaube, wir müssen uns ein bisschen von der vor allem in Westeuropa gängigen Vorstellung trennen, dass man alle Kulturen schön einordnen kann, nach dem Motto: 'Das ist eine Religion, das ist eine Nation, das ist eine Kulturgemeinschaft' und so weiter. Im Judentum spielt das alles von Anfang an eine Rolle. Wenn man sich fragt, was die Bibel eigentlich für die Juden bedeutet, dann ist sie für religiöse Juden das Buch, das ihre religiösen Vorschriften enthält, und für säkulare Juden ist es das Buch, in dem die Anfänge der jüdischen Geschichte dargestellt sind - also ein Geschichtsbuch. Und wenn man fragt, wie man traditionell Judentum definiert hat, dann ist zunächst ein biologisches Element wichtig, nämlich die Abstammung von einer jüdischen Mutter. Dann kann man aber auch zum Judentum konvertieren, was ein rein religiöses Kriterium darstellt. Man wird so aber Teil nicht nur der jüdischen Religion, sondern auch der gesamten jüdischen Gemeinschaft und des jüdischen Volkes. Ich zitiere gerne das Beispiel einer Frau, die - wie so viele - 1995 von Moskau nach München emigrierte. Sie hatte in ihrem sowjetischen bzw. später russischen Pass die sogenannte fünfte Kategorie stehen, als Nationalität war bei ihr jüdisch' eingetragen. In Osteuropa inklusive der Sowjetunion wurde das Judentum als eine Nationalität definiert, die es neben vielen anderen in der UdSSR gab, wie Russen, Georgier usw. Diese Frau kommt nun nach Deutschland aufs Einwohnermeldeamt und stellt fest: Da gibt es keine jüdische Nationalität mehr, sondern das Judentum nur als religiöse Kategorie. Aber hat sie damit ihre Identität verändert? Wahrscheinlich nicht. Wenn sie nun weiter nach Israel auswandern möchte, erhält sie dort eine israelische Staatsbürgerschaft, aber zugleich die "jüdische Nationalität". Es bestehen also in diesem Sinne sehr viele Definitionen. Und dann gibt es noch die Definition einer Art "Schicksalsgemeinschaft", in der man sich mit den vielen Generationen vor einem identifiziert, die jüdisch waren im religiösen Sinn, vielleicht auch als Juden verfolgt worden sind. Sigmund Freud hat sich einmal als "gottlosen Juden" bezeichnet. Das ist eben kein Widerspruch; man bleibt Jude, auch wenn man nicht an Gott glaubt und nie im Leben in die Synagoge geht. Freud selbst sagte einmal, was ihn zum Juden mache, seien viele dunkle Gefühlsmächte, umso gewaltiger, je weniger sie sich in Worten erfassen ließen. Also ein klares Bewusstsein der inneren Identität; und er nannte es auch die "Heimlichkeit der gleichen seelischen Konstruktion". Das ist jetzt natürlich eine typisch freudianische Formulierung. Also: Man kann auf sehr viele Arten und Weisen definieren, was jüdische Identität ist. Während es in Deutschland mehr um den Begriff der Religionsgemeinschaft geht, meint Judentum in Israel mehr die Nationalität. Und in Amerika sagen die meisten - dazu gibt es Umfragen -, dass der Begriff der Kultur auch sehr prägend ist. Da geht es dann neben Überresten von nationalen Hintergründen auch um Alltagskultur wie Esskultur – Bagel und Lachs zum Beispiel.

Es fiel in der Vorbereitung unseres Themenhefts in einigen Gesprächen auf, dass Jüdinnen und Juden in der Generation 30+ oftmals so argumentieren, dass sie ihre jüdische Identität ein bisschen wie einen Bausatz mit vielen unterschiedlichen Elementen sehen – können Sie das nachvollziehen?

Michael Brenner: Es gibt natürlich Unterschiede zwischen den Generationen, aber auch innerhalb der Generationen. Häufig sind die von Ihnen angesprochenen Auffassungen bei Leuten zu finden, die sich in der Öffentlichkeit als Jüdinnen oder Juden zu erkennen geben. Ich glaube, wenn man repräsentative Umfragen machen würde, würde das Bild vielleicht anders aussehen - und der jüdische Baustein würde vielleicht auch häufig nicht der wichtigste sein. Diese zusammengesetzten Identitäten gelten durchaus für uns alle. Also man kann Bayer sein und man kann Protestant sein, man kann sich vorrangig als Europäer identifizieren, man kann sich hauptsächlich als Fußballfan identifizieren oder als jemand, dessen Leben im Trachtenverein stattfindet - auch all diese Dinge gehören doch zu unseren Identitäten. Das Problem ist nur, dass das Jüdische oftmals als "was anderes" empfunden wird. Das mag auch daran liegen, dass die Zahl der Juden in Deutschland so gering ist - in den Vereinigten Staaten verhält sich das z.B. anders, da ist das gar nicht so etwas Besonderes.



Israelisches Restaurant in Berlin
Foto: picture alliance/dpa/Fotograf: Jörg Carstensen

In den letzten Jahren hört man häufiger wieder aus der jüdischen Community, dass man dran denke, wieder "den Koffer zu packen", weil man sich in Deutschland nicht mehr so sicher fühle, wie das doch einige Jahrzehnte der Fall gewesen sei. Auf der anderen Seite gibt es doch eine wachsende Zahl von Israelis, die in die Bundesrepublik geht, vor allem nach Berlin, und sich dort wohlfühlt. Wie lässt sich das miteinander vereinbaren?

Michael Brenner: Das lässt sich ohne Probleme miteinander vereinbaren, weil jeder Mensch anders denkt und jeder Mensch auch den Antisemitismus anders empfindet. Es gibt viele Juden in Deutschland, die nicht mehr mit der gleichen Selbstverständlichkeit ihre Zukunft planen wie vielleicht vor 20 Jahren. Es gibt aber auch andere, die überhaupt nicht in Erwägung ziehen, aus Deutschland wegzugehen – und so gibt es eben auch Israelis, die nach Deutschland kommen und sich vor allem in Berlin wohl fühlen. Im Übrigen gehen auch Israelis wieder zurück. Insgesamt, denke ich, hat die Zahl derjenigen, die nach Deutschland gezogen sind, in den letzten Jahren wieder deutlich abgenommen. Der Boom, den Sie ansprechen, hat vor allem wohl in den frühen Zehnerjahren stattgefunden, die Zahl war auch nie so hoch. Das sind normale Bewegungen, nicht-jüdische Deutsche wandern ja auch ein und aus. In den letzten Jahren, das zeigen Umfragen, denken schon mehr jüdische Bürgerinnen und Bürger in Deutschland darüber nach, ob es denn anderswo sicherer sei als hier.

#### Welche Rolle spielt denn Israel als "Zufluchtsland"?

Michael Brenner: Das ist nicht unwichtig. Man muss sehen, dass sowieso ungefähr 80 Prozent der Juden in Deutschland selbst eingewandert sind oder Kinder dieser Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion. Diese Menschen sind ja nicht in Deutschland seit Generationen verwurzelt. Die jüdische Gemeinschaft selbst ist seit 1.700

Jahren hier ansässig – da gab es noch gar keinen deutschen Nationalstaat. Es lebten vielleicht schon Juden hier, als es noch gar keine Christen gab. Trotzdem ist die jüdische Gemeinschaft zum großen Teil auch eine Gemeinde mit Migrationshintergrund. So spielt bei vielen der Gedanke, nach Israel zu gehen, eine Rolle. Wieder andere wollen sich mit dem EU-Pass anderswo in Europa ansiedeln; wieder andere wollen in die USA – aber es kann ja auch nicht jeder einfach nach Amerika gehen. Insofern spielt Israel eine Rolle, wobei auch nicht jeder dorthin auswandern möchte, klar.

Wir erleben gerade angesichts der antisemitischen Demonstrationen in Gelsenkirchen und anderswo, dass der offizielle Teil der deutschen Gesellschaft (wieder) versucht, auf die jüdische Minderheit zuzugehen und die richtigen Worte zu finden. Wie verkrampft geht die deutsche Gesellschaft dabei mit ihren jüdischen Mitgliedern um?

Michael Brenner: Da würde ich wieder vor den Pauschalisierungen warnen, aber ich weiß, was Sie meinen. Ich habe z.B. erlebt, dass Menschen allein das Aussprechen des Wortes "Jude" schwerfiel und sie lieber von "Menschen jüdischer Herkunft" sprechen. Auch das Phänomen des sogenannten "Philosemitismus" hat damit zu tun. Man hat manchmal das Gefühl, einfach anders, nicht unbedingt schlechter, aber anders behandelt zu werden. Und ich glaube schon, dass sich das in Ländern mit anderer Vergangenheit anders verhält. Aber da die Vergangenheit, über die wir sprechen, unzweifelbar weiter in die Ferne rückt, wird für jüngere Menschen der "natürliche Kontakt" zwischen Juden und Nicht-Juden viel einfacher. Auf der anderen Seite ist auch der Antisemitismus heute schon recht stark. Ich kann mich nicht erinnern, in meiner Schulzeit auf dem Pausenhof oder im Fußballstadion das Wort "Jude" als Schimpfwort gehört zu haben. Das sind Entwicklungen, die sich eher verstärkt haben, und wenn man das antisemitische Potenzial einer Partei wie der AfD ansieht, die den Holocaust verharmlost, dann betrifft das leider auch jüngere Wählerinnen und Wähler.

Auch "gut gemeinte" Äußerungen, wie "jüdische Partys sind die besten Partys" werden durchaus als diskriminierend aufgefasst, weil hier sozusagen im Gewand der positiven Zugewandtheit letztendlich diskriminiert wird.

Michael Brenner: Genau das meine ich mit diesem Stichwort "Philosemitismus": wenn man eine Gruppe in irgendeiner Weise pauschalisiert, also wenn man sagt, Juden sind "besonders klug" oder "besonders witzig" und "jüdische Partys sind die besten". Ich habe jüdische Partys erlebt, die langweilig waren. Das ist so ähnlich wie: "Alle Deutschen sind superordentlich". Es sind Stereotype, die man kennt oder auch nur mal gehört hat, und man leitet sie auf eine ganze Gruppe ab. Man sollte vorsichtig sein, wenn man solche vermeintlichen Komplimente geben will, und vielleicht nochmal überlegen, was man da eigentlich zum Ausdruck bringt.

Wir haben 1.700 Jahre jüdischen Lebens auf deutschem Gebiet dokumentiert. Wenn Sie als Historiker zurückblicken, würden Sie sagen, es gab Jahrhunderte, in denen man als Jude oder Jüdin doch sehr gut in Deutschland leben konnte, ohne große Verfolgung, ohne permanent Angst haben zu müssen?

Michael Brenner: Das ist eine gute Frage, die auch schwer zu beantworten ist. Ich würde die Geschichte als durchwachsen bezeichnen, und damit meine ich nicht nur, dass es wahrscheinlich immer Verfolgungen oder Diskriminierungen gab, sondern dass es auch die gute Seite eigentlich immer gab. Wir müssen uns sehr davor hüten, die jüdische Geschichte auf eine Verfolgungsgeschichte zu reduzieren. Es gab in jedem Jahrhundert einen jüdischen Alltag, der nicht vor allem von Verfolgungen geprägt war. Juden hatten dann nicht mehr Gefahren zu fürchten als etwa der christliche Bauer nebenan. Dieser war vielleicht von einer Hungersnot geplagt und hing - im Mittelalter - von seinem Lehensherrn ab, während vielleicht ein Jude in einer deutschen Stadt durchaus Freiheiten hatte, die nicht jeder auf dem Land hatte. Da muss man unterscheiden. Es gab einen Historiker, der den ersten Lehrstuhl für jüdische Geschichte überhaupt an der Columbia Universität in New York innehatte, Salo W. Baron. Dieser sagte mal, man müsse sich davor hüten, eine nur tränenreiche Geschichte der Juden zu schreiben. Die Geschichte der Juden hat auch sehr viele freudige Zeiten erlebt und Seiten, die nicht von Verfolgung geprägt waren. Aber ich würde das nicht auf ein Jahrhundert reduzieren. Es gab in jedem Jahrhundert Aufs und Abs. Es kam auf die jeweilige Region an. Im 19. Jahrhundert gelang es Juden etwa zum ersten Mal, wirklich Teil der deutschen Gesellschaft zu werden und trotzdem, wenn sie das wollten, Juden zu bleiben. Das Selbstgefühl vieler Juden ist am Ende dieses Jahrhunderts von einem Gefühl sozialer Integration und wirtschaftlichem Aufstieg geprägt. Und trotzdem gibt es natürlich parallel den Beginn des Rassenantisemitismus und den Beginn einer Auffassung, die dann im 20. Jahrhundert letztlich in der größten Katastrophe der Geschichte endete. Im Alltag der Juden des 19. Jahrhunderts war das noch wenig spürbar.

In Ihrem Buch "Der lange Schatten der Revolution", das es auch bei der Landeszentrale zu beziehen gibt, beschreiben Sie, dass ein großer Teil des jüdischen Bürgertums in München angesichts mehrerer exponierter jüdischer Protagonisten der Revolution 1918/19 (die von einem großen Teil der Gesellschaft abgelehnt wurde) eine Welle des Antisemitismus fürchtete – die sich auf ihr Leben schlecht auswirken könne.

Michael Brenner: Es gab sehr unterschiedliche Reaktionen auf den ansteigenden Antisemitismus nach dem Ersten Weltkrieg. Ein Teil der jüdischen Gemeinschaft trug sein Jüdischsein sehr selbstbewusst aus; viele waren gleichzeitig ganz selbstbewusste Bayern und Münchner. Da gibt es ja viele Beispiele auch unter den orthodoxen Münchner Juden, wie die Familie des Schriftstellers Lion Feuchtwanger: Sie ging in die orthodoxe Synagoge, dann danach am Samstagnachmittag im Hofbräuhaus zum Kaffee trinken - oder auch Bier. Das war wegen des Reinheitsgebots koscher; nur zahlen durfte man am Samstag nicht und hat an diesem Tag anschreiben lassen. Ein interessantes Beispiel ist der Kommerzienrat Siegmund Fraenkel, der stellvertretender Vorsitzender der Münchner Handelskammer war und wie viele Juden königstreu und eigentlich eher konservativ eingestellt. Er hat sich ganz aus dem Fenster gelehnt und einen offiziellen Brief gegen die jüdischen Beteiligten der Räterepubliken 1919 geschrieben. Trotzdem wurde er dann auf offener Straße in München von den frühen Nationalsozialisten zusammengeschlagen, auch seine Frau und sein Sohn wurden dabei verletzt. Er gehörte genauso zum Münchner Bürgertum, wie er sich auch in der orthodox-jüdischen Gemeinde in führender Stelle betätigte. Auch der Präsident der Gemeinde, Alfred Neumeyer (1867–1944), war eher politisch konservativ eingestellt, dabei ganz bewusster Bayer und beruflich Richter. Er war Vorsitzender der jüdischen Gemeinde in München und über zwei Jahrzehnte lang des Verbands Bayerischer Israelitischer Gemeinden. Man könnte noch viele nennen wie Kurt Landauer, den Präsidenten des FC Bayern, oder die Familie Schülein, die Eigentümer des Löwenbräu. Und da ist natürlich auf jeden Fall auch Kurt Eisner, der Begründer des Freistaates Bayern, zu nennen.

Eine Frage, die in eine persönliche Richtung geht. Ihre Mutter hat in einem Interview zu der Frage, warum Ihre Familie das Land nach 1945 nicht verlassen hätte, geantwortet, dass das erst nicht funktioniert habe, dass sie aber dann froh gewesen sei, weil sonst hätte ja Hitler sein Ziel, Deutschland "judenrein" (sie hatte explizit dieses Wort benutzt) zu machen, im Grunde erreicht. Sie sind die nun



Michael Brenners Mutter, Henny Brenner, in Dresden, um 1940 Foto: privat

## nachfolgende Generation. Was sagen Sie mit einigem Abstand dazu?

Michael Brenner: Das ist schwer zu sagen, weil man ja nicht den anderen Weg kennt, den man gegangen wäre. Ich kann nur sagen, dass meine Mutter diese Entscheidung in ihren letzten Lebensjahren doch – wie viele Überlebende – wieder öfter angezweifelt hat. Für mich selbst ist es selbstverständlich gewesen, in Deutschland aufzuwachsen.

Ich stelle mir diese Entscheidung meiner Eltern in den 50er und 60er Jahren schwierig vor. Sie haben sich immer genau umgeschaut, mit wem sie es zu tun haben, bevor sie sich mit jemandem angefreundet haben: Was hatten die denn damals gemacht und so weiter. Wir sind in der Kleinstadt aufgewachsen, da gab es ja kaum die Möglichkeit, dass man jüdische Bekannte hatte. Ich habe mich schon manchmal gefragt, warum meine Eltern in Deutschland geblieben sind – angesichts der Geschichte meines Vaters, der verschiedene Konzentrationslager überlebt hat. Er kam ursprünglich aus Polen; seine Schwestern sind in die Vereinigten Staaten weitergewandert. Er selbst hat sich sein ganzes Leben lang in Weiden eigentlich recht wohl gefühlt, aber er hatte auch immer so ein bisschen ein schlechtes Gewissen gegenüber seiner Familie, die ausge-

wandert war. Da stand immer der unausgesprochene Vorwurf im Raum – wie könnt ihr eigentlich in diesem Land der Täter weiterleben? Ich hatte einen Onkel in den USA, der sich geweigert hat, jemals deutschen Boden wieder zu betreten; wir haben uns dann halt in Frankreich oder in Holland getroffen. In Deutschland hatten wir keine Verwandten mehr, weil die wenigen Überlebenden ausgewandert waren.

Für meine Mutter war es dann in den letzten 25 Jahren ihres Lebens sehr wichtig gewesen, über ihre Geschichte zu sprechen, und sie hat ihre Erinnerungen an das Überleben in Dresden in ihrem Buch "Das Lied ist aus" veröffentlicht. Viele Überlebende konnten erstmal nicht sehr viel über ihre Erfahrungen sprechen, sie brauchten Zeit und dann haben sie sozusagen ihre Mission darin gesehen, vor allem jungen Leuten und vor allem in Schulen über ihre Erfahrungen zu berichten. Meine Mutter ist sehr viel, besonders in Dresden, in Schulen gegangen und hat darüber berichtet. Das hat für sie auch wirklich eine ganz große Bedeutung gehabt. Aber erst im Alter.

Interview: Monika Franz/Dr. Robert Sigel



#### Lesestoff



Der lange Schatten der Revolution.

Juden und Antisemiten in Hitlers München 1918-1923

Bestellnummer: 05811067

4€

Im November 1918 wurde Kurt Eisner in München der erste jüdische Ministerpräsident eines deutschen Staates, während jüdische Schriftsteller wie Ernst Toller und Erich Mühsam sich für die Räterepublik engagierten. Doch bereits Anfang der zwanziger Jahre gab es antijüdische Tendenzen in Politik und Presse sowie offene Gewalt gegen jüdische Bürger. In seinem Buch zeigt Michael Brenner die bayerische Landeshauptstadt als Schauplatz ungewöhnlicher politischer Konstellationen nach dem Ersten Weltkrieg.





# "DAS JÜDISCHE LEBEN IN DEUTSCHLAND IST BUNT"

Ein Interview mit Sänger, Schauspieler, Synchronsprecher und Radiomoderator Gil Ofarim über Offenheit im religiösen Denken und die gesellschaftliche Verantwortung für künftige Generationen

Gil Ofarim wurde am 13. August 1982 als Sohn des israelischen Sängers Abi Ofarim und dessen Ehefrau Sandra in München geboren. Mit 15 Jahren wurde er das Gesicht einer Foto-Love-Story in der "Bravo", wo er einen Musiker darstellte. Daraus entwickelte sich tatsächlich eine internationale Musikkarriere, im Rahmen derer er vor allem in Asien große Erfolge feierte. Nach seiner Zeit als Solokünstler war Gil Teil der Bands "Zoo Army" und "Acht". Daneben betätigte sich Gil Ofarim in den vergangenen Jahren regelmäßig als Schauspieler und Synchronsprecher und nahm erfolgreich an diversen Fernsehformaten wie "Let's dance" oder "The Masked Singer" teil. Gil Ofarim hat außerdem eine eigene Radioshow. Derzeit ist Gil Ofarim wieder als Solokünstler unterwegs, kürzlich präsentierte er seine Autobiografie "Freiheit in mir".

Sie haben im Februar 2020 Ihr neues Album "Alles auf Hoffnung" veröffentlicht – seit vielen Jahren wieder ein Soloalbum. Welche Bedeutung hat das Werk für Sie?

Gil Ofarim: Grundsätzlich bin ich ein Künstler, der sich als Musiker in Form eines Songs und als Schauspieler in Form eines Stückes ausdrückt. Ich brauche die Kunst als Ventil. Ich hatte die Jahre davor sehr viel gemacht als Schauspieler, als Synchronsprecher, ich hatte in Bands gespielt. Es war jetzt, nachdem ich viel erlebt, durchlebt und auch überlebt hatte, an der Zeit, wieder etwas für mich selbst zu machen. Ich habe eineinhalb Jahre das Album geschrieben und produziert, mich aber – auch wenn es aufgeblasen klingt – ein Leben lang darauf vorbereitet. Das Album ging von 0 auf 5 in den Charts, ein Erfolg, den ich in Deutschland schon lange nicht mehr gehabt hatte. Ich saß mit meinen Kindern im Auto, als ich diese Nachricht erhielt, und sie haben dann erlebt,

dass Tränen auch Freude ausdrücken können. Wir sind daraufhin kurz auf Tour gewesen, um das Album live zu präsentieren, und dann kam der *Rockdown*, wie ich es gerne nenne, weil ich das andere Wort nicht mehr hören kann. Erschreckenderweise passt der Titel meines Albums sehr gut in die Zeit, aber wie wir alle hatte ich zu dem Zeitpunkt, als ich die Songs geschrieben hatte, natürlich keine Ahnung, was auf uns zukommen würde im Jahr 2020. Die Idee des Albums passt: Wenn alles am Arsch ist, bleibt nur die Hoffnung. Ich bin froh, dass ich den Menschen in dieser Zeit mit meinen Songs, die ich auch im Rahmen von Online-Sessions gespielt habe, ein bisschen helfen konnte. Und das hat wiederum mir selbst geholfen.

Sie singen von der "Stimme [Ihres] Vaters", die Ratschläge erteilt, kreieren mit dem Motiv des Schmetterlings eine



Gil und Abi Ofarim gemeinsam auf der Bühne, 14. Mai 2012 Foto: Picture Alliance/Eventpress Hannes Magerstaedt

Vergänglichkeitsmetaphorik und thematisieren im Song "Nach dir Regen" den Abschied von einem geliebten Menschen. Man hat den Eindruck, Ihr 2018 verstorbener Vater Abi Ofarim zieht sich durch das Album. Welche Beziehung hatten Sie zu ihm?

Gil Ofarim: Wie man auf Bairisch sagt: "Des is' der Papa". Er war mein Manager, mein Freund, mein Vorbild. Ich glaube nicht, dass ich, wenn mein Vater Zahntechniker gewesen wäre, heute im Labor sitzen und bohren würde, aber er hat mich auf jeden Fall sehr beeinflusst. Ich habe das Musikalische von ihm bekommen. Er war mein Alles, aber nichts ist für immer, alles ist vergänglich. Das habe ich in den letzten Jahren schmerzlich erfahren müssen.

Das Album war für mich hier ein wichtiges Ventil, ohne dass es sich dabei um ein Seelenstriptease handelt. Ich denke, ich habe es ganz gut geschafft, nicht nur meine Geschichte zu transportieren. Denn nach meiner Auffassung besteht die Kunst im Songwriting darin, die Texte so zu formulieren, dass der Zuhörer sich damit identifizieren kann, ohne dass man ihm dabei die Geschichte vorwegnimmt. Man soll noch genug Spielraum für die eigene Fantasie haben. Aber ja, ich habe mich auf diesem Album von meinem Vater verabschiedet und ich habe den Tag, an dem er ging, vertont. Es ist für mich Teil des Prozesses, den wir alle irgendwann einmal durchmachen müssen.

## Ihr Vater wuchs in Israel auf und war jüdischen Glaubens. Inwieweit sind Sie jüdisch erzogen worden?

Gil Ofarim: Zunächst einmal werde ich jeden Morgen daran erinnert, dass ich Jude bin, wenn ich auf die Toilette gehe und nach unten schaue. Ich war außerdem in einem jüdischen Kindergarten und habe anschließend die Sinai-Grundschule in München besucht. Wir sind säkulare Juden, wir sind nicht orthodox. Wir feiern Sabbat, was nicht bedeutet, dass das Leben bei uns stillsteht. Am Freitagabend kommt die Familie zusammen, man zündet zwei Kerzen an, man bricht das Brot, man teilt es und man isst zusammen. Das ist ein schöner Brauch, das haben wir immer gemacht und so handhaben wir es auch heute noch. Natürlich haben wir auch die hohen Festtage gefeiert - wie Jom Kippur oder Chanukka. Chanukka ist ja im Grunde wie das Weihnachten bei den Christen: Hier kommen auch die säkularen Christen zusammen, essen und überreichen sich Geschenke. So ist es bei uns auch.

## Sie sind selbst Vater. Ist es Ihnen wichtig, dass Ihre Kinder jüdische Traditionen erleben?

Gil Ofarim: Mir ist es wichtig, dass meine Kinder die Welt selbst mit eigenen Augen sehen, ich will ihnen nichts aufzwingen. Was wir aber schon machen, ist, vereinzelte jüdische Bäuche auszuführen: den Sabbatabend feiern oder an Chanukka die Chanukkia anzünden. Das ist der Kronleuchter des Lichterfests. Als der Tempel zerstört wurde und die Juden diesen wieder zurückerobert hatten, war nur noch ein kleines Fässchen Öl unbeschadet übrig. Und dieses Fässchen hielt acht ganze Tage und deswegen feiern wir das Wunder von Chanukka und zünden jeden Abend eine Kerze an. Man isst in Fett Gebackenes, also wir essen Krapfen, Sufjanijot, wie man bei uns sagt, und wir spielen Dreidel. Es sind so die kleinen Dinge, die ich den Kindern mitgebe - was schön ist. Wenngleich ich aber eben kein streng religiöser Mensch bin. Ich bin tolerant und offen auch anderen Religionen gegenüber.

Tatsächlich entdeckt man bei Ihnen Elemente verschiedener Religionen: Sie tragen den Davidstern um den Hals, Sie haben ein Tattoo der hinduistischen Gottheit Ganesha, sie covern Weihnachtslieder... Welchen Stellenwert hat Religion für Sie?

Gil Ofarim: Einen Stellenwert hat für mich das Positive im Leben. Was ich schlimm finde, sind der Fanatismus und die Engstirnigkeit, die besagen "Meins ist das Beste und das Andere ist schlecht". Das ist wie bei den Hooligans im Fußball. Es gibt in allen Religionen etwas Gutes, von dem man profitieren kann: die Nächstenliebe, "Du

sollst nicht lügen", "Du sollst nicht morden". Das vertreten alle. Warum soll man also als Jude nicht Weihnachtslieder singen können? Ich bin schließlich in einem Land aufgewachsen, in dem das Christentum den Kalender bestimmt. Warum soll ich kein Tattoo von Ganesha auf dem Arm haben? Mir wurde zwar auf einer Schiffsreise von indischen Gästen gesagt, dass das Gotteslästerung sei, was mir natürlich leidtut, weil ich das nicht wusste – das wollte ich nicht. Aber für mich persönlich: Ich finde, es ist ein wunderschönes Motiv. Ich bin da nicht so engstirnig und ich würde mir niemals erlauben, jemanden für seine Religion zu kritisieren. Du sollst deinen Nächsten lieben.

## Gab es Situationen in Ihrer Kindheit, in denen Ihnen Ihre jüdische Identität besonders bewusst wurde?

Gil Ofarim: Das passierte, als der Wechsel von der Grundschule ins Gymnasium kam. Ich bin in einer jüdischen Gemeinde in München aufgewachsen. Ich ging in den jüdischen Kindergarten und danach auf eine jüdische Grundschule. Damals gab es noch kein jüdisches Gymnasium in München, also kam ich in der fünften Klasse auf ein städtisches Gymnasium. Ich werde nie vergessen, als es hieß, jetzt sei Religionsunterricht: Meine Klasse verließ den Raum und teilte sich in eine evangelische und eine katholische Gruppe auf. Ich wusste gar nicht, was da los war, weil ich darauf nicht vorbereitet worden war. Zehn Sekunden später stand ich alleine auf dem Flur und dachte: Wo sind alle?

Mit Antisemitismus hatte ich viele, viele Berührungspunkte in meinem Leben. Ich wurde oft für meine jüdischen Wurzeln beleidigt und beschimpft. Ich habe es nicht verstanden, aber was ich dann verstand, war, warum mein Leben bis dahin so war, wie es war. Warum ich in eine Schule ging, in der schwer bewaffnete bayerische Polizisten das Schulgelände sicherten. Das war nicht so, dass wir als Kinder deswegen Angst hatten, denn wir kannten es ja nicht anders und die Polizisten waren auch sehr freundlich und haben uns immer gegrüßt. Als ich dann auf das Gymnasium kam und wir über unser Leben und unsere Religion sprachen, hörte ich sehr viele Witze über Juden. Ein Mitschüler, der mich provozieren und beleidigen wollte, sagte einmal zu mir, ob ich wüsste, dass Dachau nicht weit weg von hier wäre, und ob ich nicht lieber dort sein sollte. Ich hatte auch Hundekot in meinem Briefkasten gehabt. Jedes Mal, wenn ich irgendetwas auf meinen sozialen Kanälen poste, erhalte ich Beleidigungen. Das ist ein dringendes Thema: Das Internet liefert den ganzen Antisemiten, Rechtsextremen, Fremdenfeindlichen, schlicht: den Vollidioten, ein Sprachrohr, um anonym ihre krankhaften Ideologien herauszulassen und damit andere Menschen zu beleidigen.

Wo müsste man Ihrer Meinung nach ansetzen, um dem Antisemitismus wirksam entgegenzusteuern? Wäre es – mit Blick auf die Gefahren des Internets – in der Strafverfolgung am wichtigsten?

Gil Ofarim: Ich habe keine einfache Lösung dafür, zumal ich weder Jurist noch Politiker bin. Was ich jedoch zunächst festhalten möchte: Ich wurde in den letzten Jahren oft gefragt, ob der Antisemitismus in Deutschland wieder verstärkt auftritt oder ob sich gerade eine neue Bewegung formiert. Ich sage dazu: Nein, der Antisemitismus war schon immer da. Man kann ihn jetzt nur besser sehen.

Ich fand die Rede der ehemaligen Präsidentin des Zentralrats der Juden, Charlotte Knobloch, im Bundestag großartig, bewegend und sehr wichtig. Unsere Generation hatte noch die Möglichkeit, Zeitzeugen kennengelernt zu haben, mit ihnen sprechen zu können und direkt ihre Geschichten zu hören, die Alpträume, die sie bis heute noch haben. Viele konnten jahrelang nicht darüber sprechen. Frau Knobloch hat es am eigenen Leib erlebt. Ich verneige mich vor ihr, dass sie dort steht und mit zittriger Stimme erzählt – dass sie ihre Erlebnisse weitergibt, um die schlimmste Konsequenz des Antisemitismus aufzuzeigen und um an die sechs Millionen zu erinnern.

Und ich finde es gut, dass sie die Herrschaften auf der ganz rechten Seite des Plenarsaals direkt angesprochen hat, ohne ihre Namen zu nennen. Es ist eine Unverschämtheit, dass einige dieser Personen am Ende der Rede demonstrativ nicht reagiert, geschweige denn applaudiert haben. Zweifellos kommt für mich die Frage nach einem Parteienverbot auf, aber dann kommt möglicherweise eine andere, die ähnliche Ziele verfolgt. Unbedingt aber müssen Hass, Drohungen und persönliche Angriffe im Internet strafrechtlich belangt werden können. Hier gibt es dringenden Handlungsbedarf. Wie gesagt, eine einfache Lösung gibt es auf diese Frage wohl nicht.

Sie saßen bereits in der Jury der "Jewrovision" oder sind beim "Israeltag" in Düsseldorf aufgetreten. Was ist Ihrer Meinung nach das Besondere an diesen Veranstaltungen?

**Gil Ofarim:** Das Besondere an solchen Events ist zum einen, das jüdische Leben zu feiern, es als Teil der deutschen Gesellschaft und Kultur bewusst zu machen, und zum anderen, jüdische Menschen aus anderen Städten zu treffen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Das Tolle ist auch, Menschen zu erreichen, die aus Neugierde kommen und die dann zum Beispiel das dämliche Stereotype, dass wir alle Männer mit *Pejes*, langen Bärten und Hüten oder Frauen mit Perücken wären, abbauen können. Das jüdische Leben in Deutschland ist bunt, es ist lebensbejahend. Menschen

können an einem "Israeltag" erkennen, dass Deutschland viel mehr ist als nur diese Schublade oder diese Schublade.

Sie haben in Ihrer Kindheit selbst zeitweise in Israel gelebt, haben Verwandtschaft dort und sind letztes Jahr beim Fernsehformat "Free European Song Contest" für Israel angetreten. Bei dieser Show sangen Musikerinnen und Musiker jeweils für ein Land, zu dem sie einen persönlichen Bezug haben. Welche Bedeutung hat Israel für Sie?

Gil Ofarim: Ich habe das große Glück, zwei Orte dieser Welt meine Heimat nennen zu dürfen. Das ist zum einen München. Ich liebe mein München, ich bin hier geboren. Genauso ist aber auch dieses kleine Fleckchen im Nahen Osten namens Israel meine Heimat. Ich habe dort Familie, ich habe dort gelebt, ich bin dort auch aufgewachsen, ich spreche Hebräisch, habe es zu lesen und zu schreiben gelernt. Ich liebe das Land und verbinde nur Gutes damit. Und es ist zum Glück nicht weit entfernt: Man steigt in München in den Flieger und ist in dreieinhalb Stunden dort. Natürlich, einerseits wird gesagt, es sei ein Kriegsgebiet. Aber anderseits ist es ein pulsierendes Land mit viel Tradition, mit viel Kultur, mit vielen Farben. Es ist sozusagen auch das San Francisco des Nahen Ostens, es gibt eine große Schwulen- und Lesbenbewegung mit einer breiten Akzeptanz dort. Ich freue mich jedes Mal, dort zu sein – und genauso freue ich mich auch jedes Mal, nach München nach Hause zu kommen.

Um mit dem positiven Grundton ihres aktuellen Albums zu enden, wonach das "Wünschen was bringt": Was wünschen Sie sich für künftige Generationen im Hinblick auf das Zusammenleben mit unterschiedlichen Identitäten?

Gil Ofarim: Gerade in Bezug auf den Antisemitismus in Deutschland haben wir eine ganz große Verantwortung. Viele meinen, das "Dritte Reich" und die entsprechenden Denkmuster endeten im Mai 1945, aber wir wissen, dass viele Personen, die davor eine Funktion hatten, danach wieder Funktionsträger waren. Wir, damit meine ich unsere Generation, sind jetzt in der Verantwortung. Ich bin ein junger Vater und habe das große Glück, zwei Kinder zu haben. Das, was ich, was wir an die Kinder weitergeben, ist zentral, denn das formt die Zukunft unserer Gesellschaft. Kinder kommen nicht mit irgendeiner Gesinnung oder irgendeiner Ideologie auf die Welt. Unsere Generation muss sich bewusst sein, dass wir durch unser Vorbild prägen und achtsam entscheiden müssen, was wir ihnen mitgeben wollen.

Das Land ist bunt. Wenn wir auf die Asylkrise von 2015 blicken, dann sollten wir meines Erachtens darin eine Riesenchance sehen. Ob das jetzt schwieriger wird, weil Menschen kommen, die Demokratie und Gleichberechtigung

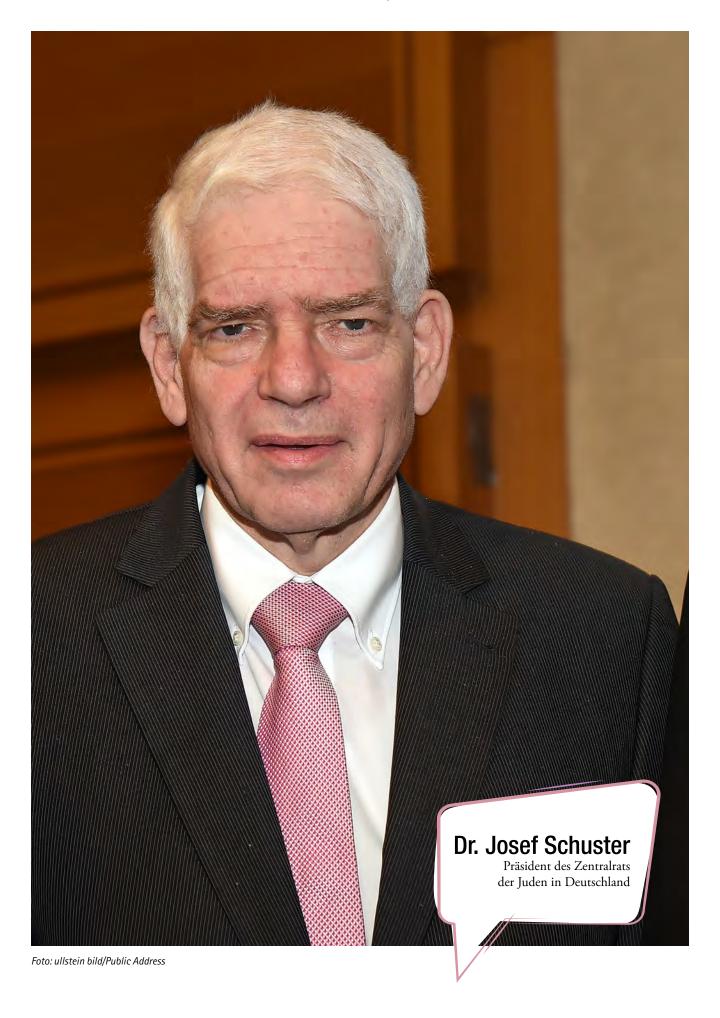


Gil Ofarim Foto: Ina Bohnsack

zum Teil noch nicht so sehr verinnerlicht haben, ist nicht die Frage. Es ist unsere große Möglichkeit, Menschen mit unterschiedlichen Kulturen, mit unterschiedlichen Identitäten zusammenzubringen. Wir können und müssen Konsens, Kooperation und Integration üben. Das empfinde ich als unsere zentrale Aufgabe.

Ich werde auch nicht müde zu sagen, dass wir viele Probleme haben, die wir angreifen müssen. Neben dem Antisemitismus existiert in unserer Gesellschaft leider auch eine starke Homophobie und bei einer tatsächlichen Gleichberechtigung sind wir noch längst nicht angekommen. Aber: Es liegt an uns. Wir können echt viel reißen.

Interview: Markus Baar



## "DIE GEGENWART MUSS UNS BESONDERS AM HERZEN LIEGEN"

Ein Interview mit dem Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. Josef Schuster, über generationelle Unterschiede im Umgang mit jüdischer Identität, die Funktion des Zentralrats und die Rolle der politischen Bildungsarbeit bei der Förderung eines selbstverständlichen Zusammenlebens

Josef Schuster wurde 1954 in Haifa geboren. Sein in Bad Brückenau geborener Vater David Schuster war nach 15-monatiger Inhaftierung in den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald nach Palästina geflohen, wo er als Angestellter einer Baufirma arbeitete. Nachdem er dort seine Ehefrau Anita Grünpeter kennengelernt hatte und der Sohn geboren war, kehrte die Familie 1956 in die unterfränkische Heimat David Schusters zurück. Josef Schuster studierte in Würzburg Medizin und eröffnete dort 1988 eine Arztpraxis, in der er bis Juli 2020 als Internist tätig war. Seit 1998 ist Josef Schuster Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde Würzburg und Unterfranken und seit 2002 hat er das Amt des Präsidenten des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern inne. 2014 wurde er zum ersten Mal zum Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland gewählt.

Wir feiern 2021/22 1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland. Was ist Ihnen bei diesem Datum besonders wichtig?

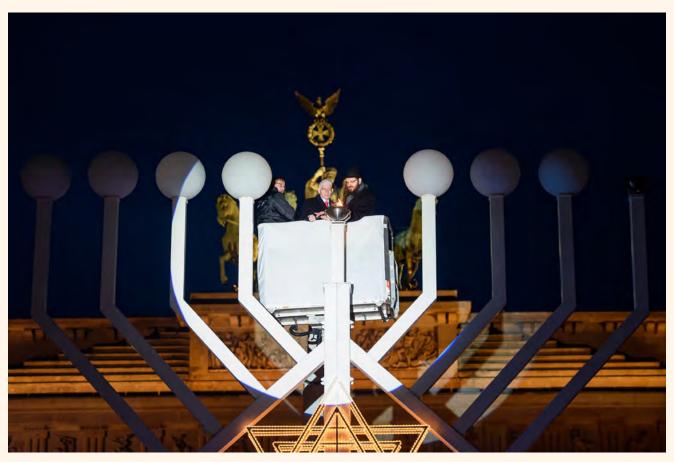
Josef Schuster: Ich möchte bei diesem Feierjahr besonderes Augenmerk auf die Zeit nach 1945 richten. Jüdisches Leben gab es in Deutschland schon eine lange Zeit vor der Zäsur der Shoah. Seit 1945 hat sich sukzessive eine eine vielfältige jüdische Gemeinschaft gebildet. Was mich freut, ist, dass es auch heute wieder quer durch Bayern jüdisches Leben gibt – das ist genau das, was wir erreichen wollten.

Wir geben 2019–2021 bewusst zwei Themenhefte mit Online-Foren heraus – eines über Antisemitismus, das andere über jüdisches Leben heute –, um die positive und die negative Seite jüdischen Lebens in Deutschland zu beleuchten. Nun stellte sich bei der Arbeit an dem zweiten, "positiv gewendeten" Heft, bei dem wir uns auf jüdische Identitäten,

Religion, Kultur, Bildung und vieles mehr konzentrieren, heraus, dass unsere Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner – eben auch gerade wieder unter dem Eindruck antisemitischer Vorfälle in der Öffentlichkeit – doch meist, wenn sie über ihr Leben sprechen, die Bedrohung durch den Antisemitismus beschreiben. Gehört Antisemitismus untrennbar zum jüdischen Leben in Deutschland dazu?

Josef Schuster: Fakt ist, dass über Jahrzehnte hinweg rund 20 Prozent der deutschen Bevölkerung, also jeder Fünfte, antijüdische Vorurteile haben. Die Zahlen z.B. in den Umfragen vom "Stern" variieren leicht von Jahr zu Jahr, aber im Prinzip ist diese Zahl jetzt seit langer Zeit konstant.

Was wir aber momentan erleben, ist, dass der offene, spürbare Antisemitismus zunimmt. Man getraut sich heute wieder Dinge zu sagen, die man lange nicht auszusprechen wagte. In der Verantwortung für diese Entwicklung sehe ich die sozialen Medien, wo man ganz schnell



Dr. Josef Schuster und Rabbiner Yehuda Teichtal entzünden gemeinsam Europas größte Chanukkia vor dem Brandenburger Tor, 22.12.2019. Foto: Picture Alliance/dpa/Fotograf: Gregor Fischer

mal abfällige Dinge posten kann. Aber diese Entwicklung wird von politischen Kräften wie der AfD auch deutlich gestärkt. Ich denke z.B. an die Wortwahl von AfD-Funktionären, die von der "notwendigen Wende der Erinnerungskultur um 180 Grad" sprechen oder dem "Mahnmal der Schande". Das sind Wortbilder, die Menschen, die ohnehin schon einem problematischen Gedankengut zugeneigt sind, animieren, Ähnliches zu sagen. Und auf Worte folgen Taten.

An den antisemitischen Demonstrationen, die wir im Sommer 2021 erlebt haben, waren überwiegend Muslime beteiligt. Aber sie sollten nicht grundsätzlich in direkten Zusammenhang mit dem großen Migrationsgeschehen 2015 gebracht werden, denn schon ein Jahr vorher, 2014, gab es ganz ähnliche antijüdische Demonstrationen in Deutschland, die im Zusammenhang mit dem damaligen Gaza-Konflikt standen. Der Zentralrat der Juden hatte sich damals ja genötigt gesehen, selbst in Berlin eine Kundgebung zu veranstalten mit der Überschrift: "Steh auf! Nie

wieder Judenhass!". Die häufig vernehmbare Behauptung, dass man sich mit der Zuwanderung den Antisemitismus erst hereingeholt habe, stimmt so nicht, das ist mir wichtig.

Fakt ist, dass wir heute Antisemitismus aus verschiedenen Richtungen haben: zunächst den klassischen rechten und den ultralinken Antisemitismus. Und wir haben neben einem Antisemitismus der radikalen Islamisten auch Judenfeindlichkeit unter Muslimen. Aber: Antisemitismus gibt es auch in der Mitte der Gesellschaft. Was eher neu ist, ist, dass sich der Antisemitismus in der Mitte sozusagen wieder mehr "heraustraut" – z.B. beim Glas Wein auf einem Empfang. Und dies dann häufig noch mit dem Zusatz: "Das wird man ja wohl noch sagen dürfen…".

Es gibt das Symbol des "gepackten Koffers" – als Gradmesser dafür, wie bedroht sich Jüdinnen und Juden in Deutschland fühlen; da sagen einige Menschen, sie dächten wieder häufiger an Auswanderung. Gleichzeitig sieht man, dass Deutschland auch für Jüdinnen und Juden, die aus Israel

kommen, anziehend ist, z.B. Berlin als Großstadt. Wie erklärt sich dieser Widerspruch?

Josef Schuster: Wir beobachten momentan keine verstärkte Auswanderung jüdischer Menschen aus Deutschland. Ich würde aber trotzdem sagen, der symbolische Koffer ist näher gerückt. Er ist ausgepackt, aber man schaut schon mal wieder, wo man den Koffer eigentlich hingestellt hatte. Auf der anderen Seite ist z.B. Berlin tatsächlich auch für junge Israelis hip. Der Mensch ist halt ein Herdentier – da, wo viele schon hingegangen sind, gehen andere hinterher – und dann kommt noch etwas ganz Banales dazu: Berlin ist eine der günstigsten Hauptstädte in Europa – das ist vor allem für junge Leute ein wichtiger Faktor.

Viele jüngere Mitglieder der jüdischen Community reagieren sensibel, wenn sich jemand (übertrieben) explizit philosemitisch äußert, z.B. wenn es heißt: "Jüdische Partys sind die besten Partys", kann das als eine Art Mikroaggression bzw. Diskriminierung im Gewand positiver Äußerungen empfunden werden. Können Sie das nachvollziehen?

Josef Schuster: Da will man überkorrekt sein und dann kommen solche Bemerkungen, die mich ehrlicherweise auch immer skeptisch stimmen. Das erinnert mich an Geschichten, die mein Vater erzählt hat. Er hatte 1938 emigrieren können und kam nach dem Krieg 1956 wieder zurück. Er schätzte es immer, wenn jemand zu ihm ehrlich und offen war. Es gab z.B. einen Fahrlehrer, der bei der SS gewesen war und der zu ihm meinte: "Es war ein Fehler, aber ich war auch dabei." Diese Ehrlichkeit hat mein Vater enorm geschätzt und mich dann bewusst zu ihm für ein paar Fahrstunden geschickt. Auf der anderen Seite wurde mein Vater skeptisch, wenn jemand damit angab, wie viele Juden er angeblich im Keller versteckt hatte. Da konnte er ganz sarkastisch sagen: "Und warum haben Sie die nach dem Krieg nicht rausgelassen?" Das geht in eine ähnliche Richtung.

Wie verkrampft geht die deutsche Gesellschaft mit ihren jüdischen Mitgliedern um?

Josef Schuster: Eine pauschale Aussage über das Verhältnis der Gesamtgesellschaft zur jüdischen Gemeinschaft lässt sich nicht treffen. Wir sind allerdings nach meinem Eindruck noch recht weit weg von einem normalen Verhältnis.

In Deutschland wird das Judentum über die Religion definiert. Wie aber definieren sich heutzutage jüdische Menschen, die keinen Wert auf Religion legen? Geht es da um bestimmte kulturelle Traditionen/Selbstverständnisse/Familienzusammenhänge?

Josef Schuster: Das Jüdisch-Sein hat viele Facetten: Jüdinnen und Juden leben ihr Judentum unterschiedlich aus. Sie können sich als religiöse, traditionelle, kulturelle oder säkulare Juden verstehen. Letztendlich ist für mich persönlich Jude sein und atheistisch sein ein Widerspruch.

Joachim Hamburger hat uns berichtet, dass in Nürnberg zunehmend jüdische Menschen leben, die mit Religiosität nicht viel am Hut haben. Er erklärte das vor allem als ein Phänomen der Zuwanderung nach der Zeitenwende 1989/90.

Josef Schuster: Man muss sich im Klaren sein, dass bei den Menschen, die in den 1990er Jahren im Rahmen des Kontingentflüchtlingsgesetzes zugewandert sind, auch viele dabei waren, die von der jüdischen Religion nicht so viel wussten. Das ist von ihrer Herkunft her nicht verwunderlich, denn in der Sowjetunion durften sie ihre Religion nicht frei ausleben. Es war bei der Integration eine wichtige Aufgabe, diese Menschen auch in die jüdischen Gemeinden aufzunehmen – und das ist auch ganz gut gelungen. Bei Juden verhält es sich im Übrigen genauso wie z.B. bei Christen - Christen mögen getauft sein, gehen aber vielleicht nur an Weihnachten in die Kirche und wissen häufig auch gar nicht so viel über ihre Religion. So gibt es bei uns auch den Begriff der "Drei-Tage-Juden", die an den höchsten Feiertagen in die Synagoge gehen, aber sonst kaum.

Wir haben nun auch in unseren Interviews mit ganz verschiedenen Generationen gesprochen. Sehen Sie in der jüdischen Community generationelle Unterschiede im Umgang mit der eigenen Identität oder ist das eher individuell verschieden?

Josef Schuster: Für mich war gerade bei den Zuwanderern zu beobachten, dass die Betagten angefangen haben, sich wieder an ihre Jugend zu erinnern und auch an ihre Religion. Sie konnten das wieder ausleben und sind dadurch in den Gemeinden richtig aufgeblüht. Dann gibt es eine Gruppe von Menschen mittleren Alters, die schon ohne Religion aufgewachsen sind und sich damit jetzt auch weiter schwertun. Doch die jungen Leute in unseren Gemeinden sind selbstbewusst und leben ganz selbstverständlich ihre Religion.

Der Zentralrat ist in der bundesweiten Öffentlichkeit sehr präsent – aber die wenigsten wissen wahrscheinlich, wel-



Das Leo-Baeck-Haus in Berlin Mitte, wo zwischen 1907 und 1942 die "Hochschule für die Wissenschaft des Judentums" untergebracht war – seit 1999 Sitz des Zentralrats der Juden in Deutschland Foto: Picture Alliance/ZB/Fotograf: Jens Kalaene

## che Rolle er genau spielt. Können Sie uns das ein bisschen erläutern?

Josef Schuster: Die Aufgabe des Zentralrats ist die Vertretung der Interessen der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland, insbesondere auf der Bundesebene. Und zwar gegenüber der Politik, den Kirchen, Verbänden usw. Die religiöse Ausrichtung spielt keine Rolle, im Zentralrat sind sowohl liberale als auch traditionelle Gemeinden organisiert.

In Bayern gibt es 13 jüdische Gemeinden, die größte in München und noch zwölf weitere im Land. Bis auf München sind alle in einem Landesverband der israelitischen Kultusgemeinden zusammengeschlossen. München ist Ende der 1980er Jahre aus dem Landesverband ausgetreten, weil – ähnlich wie beim Bundesrat – satzungsmäßig die kleinen Gemeinden die große Gemeinde München majorisieren konnten.

Die Landesverbände aus den 16 Bundesländern sind wiederum zusammengeschlossen im Zentralrat der Juden in Deutschland: Es gibt nur drei Ausnahmen: Die Gemeinden München und Frankfurt am Main sowie (aus historischen Gründen) Köln gelten als Großgemeinden mit eigenen Strukturen. Die Gemeinden senden Delegierte in die Mitgliederversammlung des Zentralrats, genannt Ratsversammlung, und diese wählt aus ihrer Mitte ein neunköpfiges Präsidium mit zwei Vizepräsidenten.

Eine persönliche Frage: Wie hat sich Ihr Leben nach dem Antritt des jetzigen Amtes als Vorsitzender des Zentralrats auf Bundesebene verändert?

Josef Schuster: Ich bin bereits seit 1999 im Präsidium des Zentralrats; ich wusste also schon lange, was auf mich zukommt. Fakt ist, dass der Präsident des Zentralrats der Juden schon seit den 1970er Jahren Polizeischutz hat. Man bewegt sich nicht ganz so frei wie sonst, aber das war mir klar. Die Funktion des Präsidenten ist ein reines Ehrenamt; im wahren Leben bin ich Mediziner und hatte eine internistische Praxis in Würzburg, die ich am 1. Juli

2020 aufgegeben habe – aber nicht wegen des Zentralrats, sondern weil man es mit 66 einfach darf. Insoweit ist das Leben jetzt ruhiger geworden, denn bis zu dem Zeitpunkt war es normal, dass ich bis mittags in der Praxis war und dann beispielsweise nach Berlin geflogen bin, um Termine als Zentralratspräsident wahrzunehmen und irgendwann abends wieder zurückzufliegen. Das ist jetzt einfacher.

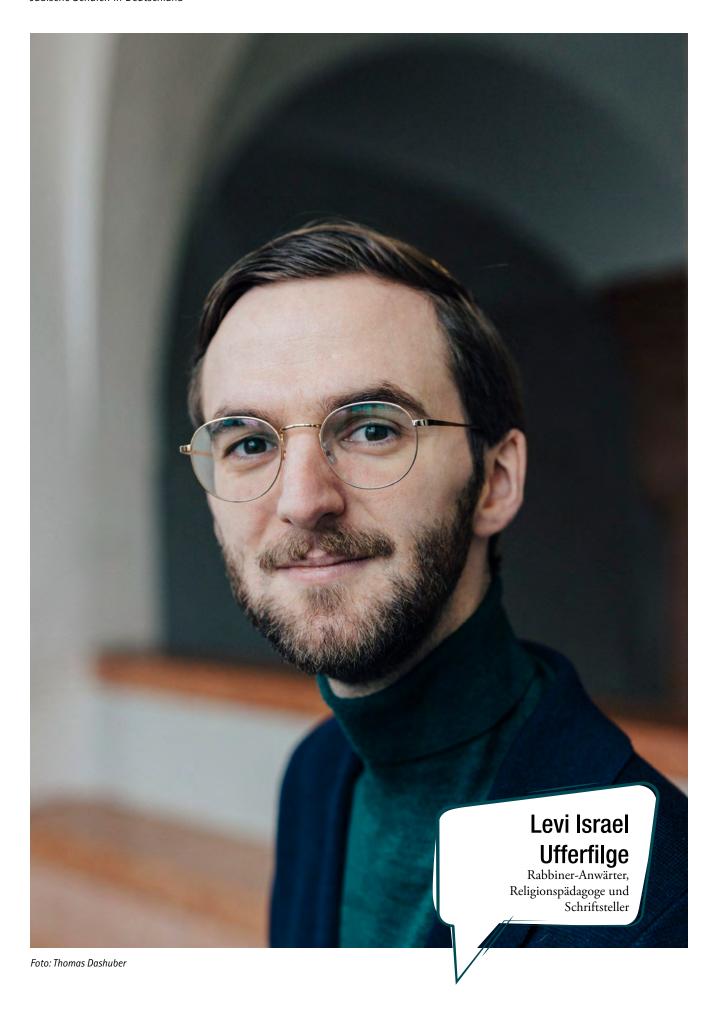
In welchen historischen Zeiten konnten Jüdinnen und Juden am besten in Deutschland leben?

Josef Schuster: Die Frage ist nicht uninteressant. Ich glaube, historisch gesehen waren die Jahre des beginnenden 20. Jahrhunderts nicht schlecht. Ich denke da wieder aus der fränkischen Warte; mein Vater z.B. ist 1910 in Bad Brückenau geboren, hatte in einer mehrheitlich nichtjüdischen Umgebung sicherlich eine völlig sorgenlose Kindheit. Mit der "Machtergreifung" wandelte sich das natürlich drastisch. Der Grund, warum überproportional viele fränkische Juden das "Dritte Reich" nicht überlebt haben, war der, dass man der Überzeugung war: "Ich bin hier zu Hause, was kann mir denn hier passieren, ich gehöre doch zur Orts- oder Dorfgemeinschaft." Bis dahin war es größtenteils eine gute Zeit.

Was der politischen Bildung am Herzen liegt, ist die Selbstverständlichkeit des Zusammenlebens. Welchen Beitrag kann die politische Bildung leisten, um zu verhindern, dass sich Jüdinnen und Juden in Deutschland mehr Sorgen machen müssen?

Josef Schuster: Wichtig ist, dass das Judentum als normaler und selbstverständlicher Bestandteil dieser Gesellschaft betrachtet wird. Ich möchte damit die wichtige Erinnerungsarbeit nicht kleinreden – aber die Gegenwart muss uns besonders am Herzen liegen.

Interview: Rupert Grübl/Monika Franz



# JÜDISCHE SCHULEN IN DEUTSCHLAND

von Levi Israel Ufferfilge

## Ein Überblick über die deutsche jüdische Schullandschaft

Mit ihren 17 Schulen (Stand September 2021) und deutlich unter 5.000 Schülerinnen und Schülern stellen die jüdischen Schulen in Deutschland nur einen marginalen Anteil der Einrichtungen in freier oder konfessioneller Trägerschaft. Für die jüdischen Gemeinden sind sie indes von großer Bedeutung, da sie die jüdische Erziehung von Kindern und Jugendlichen maßgeblich gewährleisten, den Wachstum der Gemeinden fördern und mit ihnen eine fortschreitende Etablierung und Sichtbarwerdung des jüdischen Lebens in einer Stadt verknüpft wird. Die jüdischen Schulen setzen sich aus zehn Grundschulen sowie sieben weiterführenden Schulen (fünf Gymnasien, eine Gemeinschafts- und eine Stadtteilschule) zusammen, von denen wiederum sechs eine gymnasiale Oberstufe besitzen und zum Abitur führen.

Sämtliche jüdische Schulen befinden sich in großen deutschen Städten und spiegeln die Größe der örtlichen jüdischen Gemeinde(n) wider: sieben in Berlin (vier Grundschulen, zwei Gymnasien und eine Gemeinschaftsschule bis zur 10. Klasse), jeweils zwei in München, Frankfurt, Düsseldorf und Hamburg (Grundschule und Gymnasium; in Hamburg Grundschule und Stadtteilschule bis zur 13. Klasse) sowie jeweils eine Grundschule in Köln und Stuttgart. In Dortmund steht eine Grundschule kurz vor der Gründung (Stand September 2021) und in Köln soll die Eröffnung eines Gymnasiums in den nächsten Monaten oder wenigen Jahren verwirklicht werden.

Eine Sonderstellung nimmt die Drei-Religionen-Grundschule in Osnabrück ein, die sich in teilweiser jüdischer Trägerschaft befindet und neben christlichen und islamischen Schulelementen auch jüdische aufweist. Bis auf vier Ausnahmen werden alle jüdischen Schulen von der örtlichen jüdischen Einheitsgemeinde, die stets Körperschaft des öffentlichen Rechts ist, getragen. Die übrigen Schulen werden von jüdischen Organisationen in Form eines eingetragenen Vereins unterhalten (von diesen sind zwei chassidisch, eine modern-orthodox und eine Masorti/konservativ). Insgesamt auffällig ist die häufige Kombination aus Grundschule und weiterführender Schule in einem Gebäudekomplex.

#### Jüdische Schulen von der Frühen Neuzeit bis heute

Vor der Shoah existierten neben traditionellen Religionsschulen jüdische Schulen u.a. in Form von Elementar-, Mädchen-, Volks- und Freischulen sowie (Real-)Gymnasien. Bereits Ende des 18. Jahrhunderts, vor allem aber im 19. Jahrhundert waren jüdische Privat- und Ersatzschulen gegründet worden. Keine von ihnen überdauerte die Shoah. Bereits im Mai 1946 wurde als wohl frühestes Beispiel der Nachkriegszeit das Hebräische Gymnasium in München für die wiedergegründete jüdische Gemeinde mit ihren vielen Displaced Persons eröffnet (ab 1947 mit Abitur), doch schon 1951 musste das Gymnasium aufgrund mehrerer Auswanderungswellen schließen. Die älteste bis heute betriebene jüdische Grundschule wurde 1966 in Frankfurt eröffnet und sukzessive um eine weiterführende Schule sowie eine Oberstufe mit Abitur erweitert. Nur München (1976) und Berlin (1986) eröffneten vor der Wiedervereinigung weitere jüdische Grundschulen. 1993 wurde in ideeller Fortführung der Jüdischen Freischule Berlin von 1776 die Jüdische Oberschule (mittlerweile Jüdisches Gymnasium Moses Mendelssohn) als erstes dauerhaftes jüdisches Gymnasium in Deutschland gegründet.

Vor allem durch den Zuzug jüdischer Kontingentflüchtlinge aus den Nachfolgestaaten der UdSSR, aber auch durch das Engagement kleinerer, wenngleich äußerst selbstbewusster jüdischer Einwanderungsgruppen u.a. aus Israel oder den USA sowie alteingesessener Gemeindefunktionäre wurde die Mehrheit der Schulen in zwei Wellen erst seit den 2000er resp. 2010er Jahren gegründet.

## Jüdische Schulen als Vermittlerinnen jüdischer Identität

Jüdischen Schulen fällt von Seiten ihrer Träger, der Elternschaft und der Rabbinate ein eindringlicher Auftrag der Heranbildung, Förderung und Bewahrung der jüdischen Identität der nachrückenden Generationen zu. Das heutige jüdische Leben in Deutschland gilt aufgrund der Shoah als äußerst belastet und wird innerjüdisch sowie von der nichtjüdischen Öffentlichkeit als zart und fragil beschrieben. Ein Fortbestehen vieler jüdischer Gemeinden gilt aus demografischen Gesichtspunkten (Überalterung) als fraglich, die Existenz einer jüdischen Gemeinschaft in Deutschland an sich wiederum im Diskurs periodisch als bedroht. Die Shoah vernichtete nicht nur Menschenleben, sondern zerstörte auch jüdische Traditionen und unterband oftmals die Kette der Tradierung von einer Generation auf die nächste. Auch die Kontingentflüchtlinge, die heute die überwiegende Mehrheit der Mitglieder jüdischer Gemeinden stellen, erlitten durch den Kommunismus mehrere Generationen lang eine Unmöglichkeit der Tradierung jüdischer Gesetze, Bräuche und Werte. Da somit in vielen, wenn nicht den meisten Familien die Vermittlung jüdischer Identität heute kaum oder nicht möglich ist, fällt den jüdischen Schulen implizit wie explizit die tragende Rolle zu, für die grundsätzliche oder gar einzige jüdische Erziehung junger jüdischer Menschen zu sorgen. In den Gemeinden ohne Schulen fällt diese Rolle zumeist an den nachmittäglichen Religionsunterricht, das Rabbinat und das Jugendzentrum.

## Das Curriculum jüdischer Schulen

Zum typischen Curriculum jüdischer Schulen gehören neben den staatlichen Fächern diverse judaistische Fächer wie der (staatliche) jüdische Religionsunterricht, biblisches und/oder modernes Hebräisch, Tanachkunde (die Vermittlung biblischer Erzählungen, Psalmen und anderer Inhalte der hebräischen Bibel), jüdische Literatur und jüdische Geschichte. Das gemeinsame Feiern ausgewählter oder sämtlicher jüdischer Feiertage, das Gedenken an die Shoah, Schulgottesdienste, Wohltätigkeitsarbeit, wöchentliche Schabbatfeiern und tägliche Gebete sowie



Lehrwerke für jüdische Religionslehre Foto: Levi Israel Ufferfilge

in Segenssprüchen und Tischdank eingebettete Mahlzeiten gehören zur typischen Programmatik einer jüdischen Schule in Deutschland.

Die Schüler- und Elternschaft ist äußerst divers: die meisten haben einen Migrationshintergrund, Mehrsprachigkeit ist kennzeichnend in vielen Familien und der Grad der Religiosität und die Zugehörigkeit zu den jüdischen Strömungen zeigen eine hohe Varianz. Mitunter spiegelt sich dies in parallelen religiösen Angeboten oder in eigenen Unterrichtsgruppen für Muttersprachler z.B. für Hebräisch, Russisch oder Englisch wider.

Die Schulleitungen der deutschsprachigen jüdischen Schulen sind untereinander vernetzt und treffen sich jährlich. Überdies bestehen europäische jüdische Schulnetzwerke (u.a. Centropa Jewish Network for European Schools) sowie Tagungsangebote und Bildungshilfen durch den Zentralrat der Juden in Deutschland und der Zentralwohlfahrtstelle der Juden in Deutschland (ZWST).

#### Jüdischer Religionsunterricht in Deutschland

Jüdische Schulen sind auf der deutschen Landkarte noch immer rar gesät; die meisten jüdischen Kinder und Jugendliche erfahren ihre schulische Bildung nach wie vor in nichtjüdischen Schulen aller Art. Diejenigen Schülerinnen und Schüler, die keine jüdischen Schulen besuchen können oder möchten, nehmen zu einem nicht geringen Anteil – allerdings mit enormen Unterschieden von Bundesland zu Bundesland - am jüdischen Religionsunterricht teil. Der jüdische Religionsunterricht ist in einigen Bundesländern ein ordentliches staatliches Unterrichtsfach, in manchen Bundesländern fehlt es dem Fach weiterhin an staatlicher Anerkennung aus unterschiedlichen Gründen. In Großstädten wie München, Berlin und Köln gibt es durchaus Kooperationen zwischen den örtlichen jüdischen Gemeinden und bestimmten nichtjüdischen, fast ausschließlich öffentlichen Schulen (zumeist Gymnasien) mit ausreichend jüdischen Schülerinnen und Schülern, die es ermöglichen, dass der jüdische Religionsunterricht im normalen Schulstundenplan integriert ist und somit etwa vormittags unterrichtet wird.

In der großen Mehrheit der größeren und kleineren Städte wird der jüdische Religionsunterricht hingegen nachmittags typischerweise in den Räumlichkeiten der jüdischen Gemeinde unterrichtet. Die Räumlichkeiten reichen von gut ausgestatteten Klassenräumen bis hin zu improvisierten Lernsituationen in Gemeindesälen oder Büroräumen. Sofern der jüdische Religionsunterricht staatliche Anerkennung im Bundesland genießt und entsprechend einem staatlichen Lehrplan folgt, übermittelt die Lehrkraft für jüdische Religionslehre in den von den Schulen der jüdischen Schülerinnen und Schülern geforderten Abständen Lernstände und Zeugnisnoten. Leider werden Lehrkräfte für jüdische Religionslehre von nahezu keiner nichtjüdischen Schule zu Elternsprechtagen oder Konferenzen in der Schule eingeladen. Die Kooperationen sind bedauerlicherweise in den meisten Fällen noch marginal.

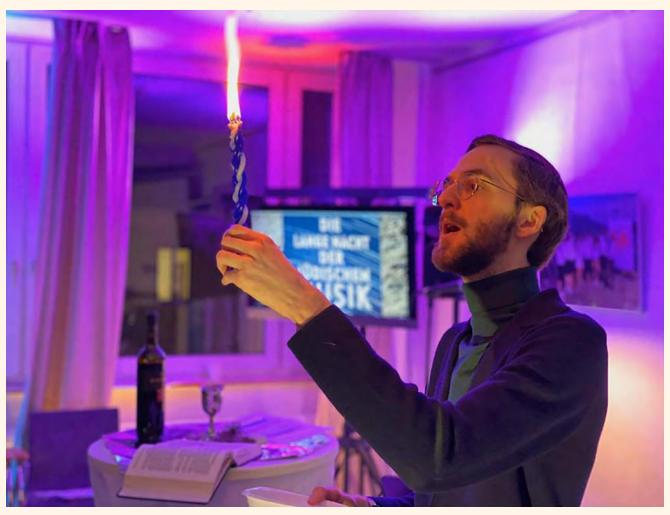
#### Die Bedeutung jüdischer Bildung

Die jüdischen Gemeinden, jüdischen Landesverbände sowie der Zentralrat der Juden in Deutschland wenden große Anstrengungen und enorme Ressourcen in die Schaffung und Aufrechterhaltung des nachmittäglichen jüdischen Religionsunterrichts sowie in die jüdischen Schulen auf. Die Personaldecke jüdischer Religions- und Hebräischlehrkräfte sowie von Lehrkräften anderer judaistischer Unterrichtsfächer ist in Deutschland noch recht dünn; gerade die vermehrte Gründung jüdischer Schulen in den letzten Jahren hat in kurzer Zeit zu einem sehr hohen Bedarf an Lehrkräften judaistischer Fächer aller

Art geführt. Jüdische Schulen sind kostenintensiv und die Schülerzahlen im Durchschnitt meist geringer als an den örtlichen Schulen derselben Schulform. Auch der nachmittägliche jüdische Religionsunterricht ist insbesondere für mittelgroße und kleinere bis Kleinstgemeinden (bis 100 Mitglieder) bei nur geringer Schülerzahl eine finanzielle Belastung. Auch die Professionalisierung der Lehrkräfte für jüdische Religionslehre und Hebräisch – zwei Fächer, die an nahezu keiner deutschen Universität studiert werden können (insbesondere jüdische Religionslehre ausschließlich an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg) – u.a. durch Fortbildungen vom Zentralrat der Juden und der ZWST, aber auch durch staatliche und städtische Maßnahmen ist aufwendig, mitunter langwierig und kostenintensiv.

Bemerkenswert ist, dass die jüdischen Gemeinden, Landesverbände und der Zentralrat diese hohen Kosten und langwierigen Mühen nicht scheuen, da die einhellige Überzeugung ist, dass jüdische Bildung die beste Investition in die Zukunft der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland ist.

Auch der Verfasser dieses Beitrags ist als Rabbiner-Anwärter am Zacharias Frankel College, Religionspädagoge, jüdischer Religions- und klassischer Hebräischlehrer sowie ehemaliger Schulleiter an zwei jüdischen Schulen der tiefen Überzeugung, dass jüdische Bildung essenziell ist für die Heranbildung gesunder, selbstbewusster und informierter jüdischer Identitäten, für die Identifikation junger Jüdinnen und Juden mit der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland, ihren diversen bundesweiten, regionalen und lokalen Institutionen aller Art und mit ihrer eigenen örtlichen Gemeinde. Jüdische Schulen spielen dabei zwar noch nicht die größte Rolle in der jüdischen Bildungslandschaft, aber bereits eine bedeutende. In Zukunft wird die Bedeutung jüdischer Schulen durch weitere Neugründungen, aber auch durch den extremen demografischen Wandel der jüdischen Gemeinschaft in diesem Land weiter zunehmen: denn, wenn Kleinst- und kleinere, mitunter sogar mittelgroße jüdische Gemeinden aufgrund erheblicher Überalterung und ausbleibendem Nachwuchs verschwinden werden, werden die Städte mit großen jüdischen Gemeinden weiter an Bedeutung gewinnen und mit ihnen das jüdische Schulwesen. Sollte auch der Antisemitismus in den kommenden Jahren und Jahrzehnten weiter zunehmen und weiterhin aggressiver werden, könnte auch dies die Bedeutung jüdischer Schulen weiter erhöhen, weil mehr jüdische Schülerinnen und Schüler vor dem Judenhass in geschützte jüdische Bildungsräume ausweichen müssen, wie dies etwa bereits in



Pädagogische Demonstration der Hawdala-Zeremonie zum Schabbatausgang Foto: privat

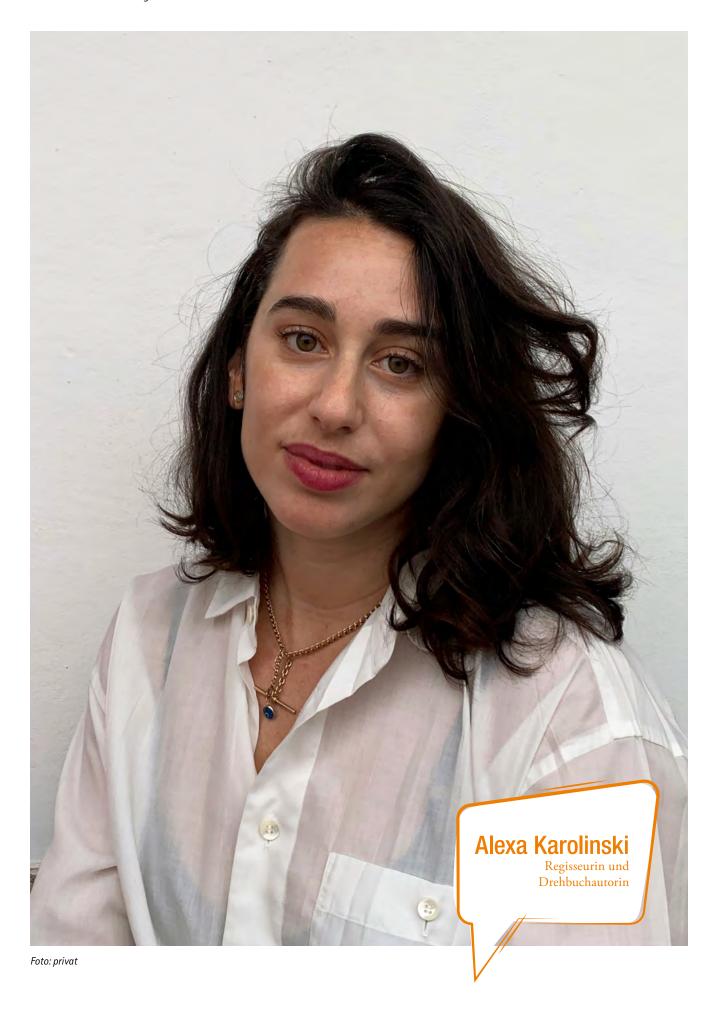
den vergangenen Jahren in medial gut dokumentierten Fällen in Berlin eingetreten war. Dies ist zweifellos ein Faktor, auf den jüdische Schulen und Gemeinden gerne verzichten wollen und den sie bisher auch jenseits von Berlin kaum beobachten können.

Für die Zukunft wird es entscheidend sein, dass das jüdische Schulwesen und der jüdische Religionsunterricht erhalten und ausgebaut werden, dass mehr jüdische Religions- und Hebräischlehrkräfte gut qualifiziert ausgebildet werden, die judaistischen Unterrichtsfächer, insbesondere jüdische Religionslehre und Hebräisch, in allen Bundesländern als staatliche Fächer anerkannt werden und staatliche Lehrpläne erhalten, Hebräisch anderen Fremdsprachen gleichgestellt wird und jüdische Gemeinden und Landesverbände jüdische Bildung von der Wiege bis zur Bahre gewährleisten. U.a. frühkindliche jüdische Bildung und jüdische Bildung während der Studienjahre resp. des jungen Erwachsenenalters, aber auch für Jüdinnen und Juden mittleren Alters müssen in den kommen-

den Jahren und Jahrzehnten weiter ausgebaut werden. Dazu müssen sich noch mehr jüdische Gemeinden überhaupt oder mehr jüdische Pädagoginnen und Pädagogen und unterrichtende Rabbinerinnen und Rabbiner leisten. Jede Investition in jüdisches Bildungs-, Erziehungs- und unterrichtendes Rabbinatspersonal zahlt sich enorm aus.

Denn künftig müssen noch mehr Jüdinnen und Juden noch bessere Verantwortungsträger in einer schrumpfenden Gemeinschaft mit ihren vielen bedeutenden Einrichtungen werden, um nicht nur jüdische Institutionen, sondern auch jüdisches Leben in Deutschland an sich dauerhaft zu erhalten. Mit den nötigen Anstrengungen in der jüdischen Bildung, insbesondere ins jüdische Schulwesen, in Gegenwart und Zukunft ist es kein abwegiges Szenario, dass jüdisches Leben innerhalb und außerhalb der Institutionen in Deutschland langfristig gesichert werden kann und religiöse, kulturelle und zwischenmenschliche Blüten aller Art in Deutschland und Europa hervorbringen kann.





# "SOBALD EIN 'IHR' IM RAUM STEHT, HAT DAS EINEN BITTEREN BEIGESCHMACK"

Ein Interview mit der Regisseurin und Drehbuchautorin Alexa Karolinski über ihre preisgekrönte Serie "Unorthodox", Jüdischsein in Deutschland und ihre persönliche Auseinandersetzung mit dem vererbten Trauma des Holocaust

Alexa Karolinski, geboren 1983, wuchs in Berlin auf, wo ihre Familie auch heute noch lebt. Sie studierte zunächst Kunstgeschichte und arbeitete anschließend für das Szenenmagazin Vice und für Arte, wo sie unter anderem Regie bei Künstlerporträts führte. Anschließend ging Alexa Karolinski für ein Dokumentarfilmstudium nach New York an die School of Visual Arts. Für ihre Abschlussarbeit porträtierte sie ihre Großmutter Regina Karolinski und deren Freundin Bella Katz, beides Holocaust-Überlebende. Für "Oma und Bella" wurde Alexa Karolinski 2014 mit dem Grimme-Preis ausgezeichnet. Ihr zweiter langer Dokumentarfilm "Lebenszeichen – Jüdischsein in Berlin" ist sowohl eine Erkundung der eigenen Identität als auch ein Porträt Berlins und seiner jüdischen Historie. Einen großen Erfolg konnte Alexa Karolinski mit der Netflix-Serie "Unorthodox" feiern, zu welcher sie gemeinsam mit Anna Winger das Drehbuch schrieb. Der Vierteiler, der von einer Frau namens Esty handelt, die der ultraorthodoxen Satmargemeinde in New York entflieht, um in Berlin ein selbstbestimmtes Leben zu führen, erhielt einen "Emmy" für die Regie und zwei "Golden Globe"-Nominierungen. Alexa Karolinski lebt derzeit in Los Angeles, wo sie an einem Film über den Holocaust arbeitet.

Die Mini-Serie "Unorthodox" erhält nicht nur – unter anderem in Form bedeutender Preise – in Fachkreisen große Anerkennung, sie findet auch sehr viel Zuspruch von den Zuschauerinnen und Zuschauern – viele hoffen auf eine Fortsetzung. Wie ist diese große Begeisterung des Serienpublikums zu erklären?

**Alexa Karolinski:** Ich glaube, dass es für Erfolg keine Formel gibt, ansonsten wären ja alle Produktionen erfolgreich, da man diese Formel einfach kopieren könnte. Es

ist auf jeden Fall das gewisse Etwas, das man nicht definieren kann. Ich denke, bei "Unorthodox" liegt es wahrscheinlich daran, dass es um eine junge Frau geht, die eine Sehnsucht nach Freiheit und nach einem anderen Leben hat, und das ist etwas, womit sich viele Menschen identifizieren können – das kann frei von Religion und Ursprung sein. Dieser Wunsch, eine Community, eine Gemeinde, einen Ort zu finden, an dem man sich wohlfühlt und sich selbst finden kann, das ist ein Wunsch, den wir alle haben.

Hatte die Serie vorab diesen Anspruch, eine Identifikationsfigur zu schaffen und somit möglicherweise Zuschauerinnen und Zuschauern, die in einer ähnlichen Situation wie die Hauptfigur Esty sind, Kraft zu spenden, um einen befreienden Schritt zu wagen? Wollte sie einen Einblick in die chassidische Glaubensgemeinschaft geben – oder geht es in erster Linie um Unterhaltung?

Alexa Karolinski: Es sind alle drei Aspekte zusammen. Es gibt sehr viele Bücher über Leute, die diese spezielle Gemeinde verlassen, es gibt auch Dokumentarfilme darüber, "One of us" zum Beispiel auf Netflix – wir wollten eine TV-Serie über dieses Thema machen. Das erlaubt bestimmte Dinge, die man in einem Dokumentarfilm nicht machen kann. Wir konnten auf eine Art und Weise einen Blick in die chassidische Gemeinde werfen, wie es mit Dokumentarfilmkameras nicht möglich gewesen wäre. Gleichzeitig geht es aber nicht nur darum, eine bestimmte Welt zu zeigen. Das Tolle am Film- und Serienschreiben ist, dass man sich in andere Charaktere hineinversetzen kann. Ich liebe alle unsere Charaktere, auch die, die vielleicht schwieriger sind, wie zum Beispiel Moishe. Es hat mir sehr viel Spaß gemacht, Moishe zu schreiben. Bei der Frage, wie wir diese Geschichte kommunizieren, wurde natürlich sehr viel davon gelenkt, dass sie für das Fernsehen gedacht ist. In diesem Fall bin ich natürlich in erster Linie Fernsehmacherin, aber es sind hier definitiv alle drei Aspekte vorhanden.

Sie und das ganze Filmteam haben Recherchereisen nach Williamsburg in New York gemacht, einerseits um einen zentralen Schauplatz der Serienhandlung zu sichten, andererseits um mit Bewohnerinnen und Bewohnern der ultraorthodoxen Gemeinde zu sprechen. Wie hat die Gemeinde auf das Serienprojekt und auch auf das Ergebnis reagiert?

Alexa Karolinski: Natürlich gibt es selbst in einer streng gläubigen Gemeinde wie in der Satmargemeinde verschiedene Facetten und Graduierungen hinsichtlich der Religiosität. Die Personen, die mit uns gesprochen haben, waren nicht die streng gläubigsten, es waren die, die ein bisschen "schummeln" und sich vielleicht sogar nach etwas anderem sehnen – und auch diejenigen, welche die Serie später vielleicht gucken, denn innerhalb dieser Gemeinde darf man eigentlich nicht fernsehen. Daher haben wir auch anschließend aus dieser speziellen Gemeinde nicht viel Feedback bekommen, außer von den Wenigen, die die Serie heimlich geschaut und sich damit identifiziert haben. Aber es gibt ja auch viele andere chassidisch-jüdische Gemeinden und andere religiöse Juden und so haben wir alle möglichen positiven und negativen Messages und Kri-

tiken bekommen. Es ist natürlich völlig individuell, wie man sich darin wiederfindet.

Die Serie wurde von Deborah Feldmanns autobiografischem Roman inspiriert, das heißt, die Grundgeschichte entstammt dem Buch, es kommt aber zu vielen Abweichungen. So siedeln sie beispielsweise einen Teil der Handlung in Berlin an. Inwieweit ist Berlin für die Geschichte, die Sie erzählen, wichtig?

Alexa Karolinski: Wir wollten Esty unbedingt nach Berlin bringen, zum einen weil wir Deborah Feldmann kennen, die in Berlin lebt, zum anderen aus erzählerischen Gründen, weil wir auch ein bisschen Thrillerformat in die Erzählung einbringen wollten. Und weil Berlin für uns sehr interessant als Gegensatz war. Erstens komme ich aus Berlin, während Anna jetzt in Berlin lebt. Zweitens war diese Idee, dass jemand aus einer Gemeinde, die sich hauptsächlich mit dem Trauma des Holocaust identifiziert, zurück an den Ursprung des Holocaust geht, für uns sehr interessant. Wir wollten sehen, was es bedeutet, wenn wir Esty sozusagen in den Ursprung des Traumas werfen und gleichzeitig mit einfließen lassen, was Berlin für uns - für Anna und mich - repräsentiert, wie wir unsere Künstlergemeinden in Berlin gefunden haben, wie unglaublich international und multikulturell Berlin ist. Wir haben Esty bewusst zur Musikerin gemacht, obwohl Deborah Autorin ist, denn Berlin hat über 50 verschiedene Musikakademien bzw. -schulen und wir wollten sie in diese Welt bringen.

Berlin spielt auch in Ihren vorhergehenden Filmen eine Rolle. Sie haben 2018 einen Essayfilm mit dem Titel "Lebenszeichen – Jüdischsein in Berlin" veröffentlicht. Dieses Filmgenre versucht mit einer subjektiven Herangehensweise ein Thema zu erschließen. Zu welchen Erkenntnissen hinsichtlich Ihrer jüdischen Identität sind Sie hierbei gekommen?

Alexa Karolinski: Es ging in Lebenszeichen sehr viel um das vererbte Trauma und darum, in Deutschland aufzuwachsen und zu lernen, dass es auch ein Trauma auf nichtjüdischer deutscher Seite gibt. Für mich war Lebenszeichen die Möglichkeit, sich damit auseinanderzusetzen, was meine Rolle in diesem großen Trauma ist. Gleichzeitig ist es ein Film über die Erinnerungskultur in Deutschland, die sich natürlich auf den Mord an über sechs Millionen Juden bezieht. Als Kind von Überlebenden finde ich darin keinen Platz. Ich kann mich damit nicht identifizieren. Lebenszeichen war der Ausdruck dieser Suche nach meiner Rolle in diesem Trauma und in der Erinnerungskultur und ich habe gelernt, dass es okay ist, wenn ich keinen Platz darin finde, und dass jeder anders gedenkt.



Szene aus der Serie "Unorthodox": Estys Ehemann reist nach Berlin und versucht, sie zur Rückkehr nach Williamsburg zu bewegen. Foto: picture alliance/Everett Collection/©Netflix/Courtesy Everett Collection/Fotografin: Anika Molnar

Sie sprachen im Zusammenhang mit dem Film von sogenannten Mikroaggressionen: Man fühlt sich aufgrund seiner Identität von der Aussage des Gegenübers verletzt, auch wenn dieser eigentlich eine gute Intention mit dem Gesagten hatte. Fehlt in Deutschland das Wissen um verschiedene Identitäten, sodass es zu diesen Mikroaggressionen kommt?

Alexa Karolinski: Zunächst ist festzuhalten, dass Mikroaggressionen ein Nebeneffekt der *identity-politics*-Debatte sind. Sie beziehen sich nicht nur auf das Jüdischsein, jeder kann sie in bestimmten Situationen empfinden. Bezogen auf das Jüdischsein in Deutschland liegt es wohl daran, dass es Jahrzehnte lang sehr, sehr wenige Juden in Deutschland gab, die nur wenige Sprachrohre wie den Präsidenten des Zentralrats oder jüdische Gemeinden hat-

ten, und dass daher Leute in Deutschland einschienig über jüdisches Leben gelernt haben. Anstatt wirklich individuell auf Menschen einzugehen, kann man dann, auch mit der besten Intention, alles richtig machen zu wollen, doch sehr verletzend sein. Mikroaggressionen entstehen letztlich, wenn man sich über sein eigenes Wissen profilieren will und so eine gewisse Ignoranz kommuniziert. Wenn man beispielsweise mir als Jüdin sagt, wie toll exotisch wir Juden sind und dass wir die besten Partys haben, dann ist mir schon klar, dass das als Kompliment gemeint ist, aber sobald hier ein "Ihr" im Raum steht, hat das einen bitteren Beigeschmack, dann liegt eine Mikroaggression vor, da es kein klares "Wir" gibt und da wir ja davon ausgehen, dass es keine "Rassenpolitik" gibt.



Alexa Karolinskis Großmutter Regina Karolinski (links) und deren Freundin Bella Katz (rechts) Foto: privat

Seit einigen Jahren leben Sie in Los Angeles. Um beim Titel Ihres Films zu bleiben: Wie nehmen Sie das "Jüdischsein" in Los Angeles, in den USA im Vergleich zum "Jüdischsein" in Berlin, in Deutschland wahr?

**Alexa Karolinski:** Wir haben in Los Angeles sehr viele jüdische Gemeinden, in Deutschland dagegen habe ich – da bin ich mir sicher – mit jedem Juden eine Person gemeinsam. Wenn ich auch jemanden nicht kenne, so ist wahrscheinlich nur eine Person dazwischen. Hier in den USA ist das komplett anders.

Ich merke den Unterschied alleine schon an den Gesprächen, die ich mit deutschen Journalisten über Jüdischsein führe, und an der Relevanz, die dieses Thema dabei hat. Hier in den USA sind andere kulturelle Themen relevant, da wird nicht vordergründig über das Jüdischsein gesprochen.

In Ihrem ersten Dokumentarfilm "Oma und Bella" porträtieren Sie Ihre Großmutter Regina Karolinski und deren Freundin Bella Katz, beide haben den Holocaust überlebt. Sie zeigen die beiden unter anderem beim gemeinsamen Fernsehen, beim Einkaufen auf dem Markt und vor allem beim Kochen – dabei sprechen diese auch über ihre Vergangenheit. Welche Wirkung wollten Sie mit dieser in leisen Tönen umgesetzten Thematisierung der Shoah erzielen?

Alexa Karolinski: Grundsätzlich glaube ich daran, dass man mit leisen Tönen die Menschen besser erreichen und berühren kann als mit lauten. Ich glaube an ruhige Momente und an Dinge, die nicht schwarz-weiß sind. Leute sind kompliziert und es ist möglich, dass die Filmarbeit das abbildet.

Mein tägliches Leben mit Oma und Bella war genau so, wie ich es dargestellt habe. Im Alltag der beiden ging es nicht ständig um den Holocaust, vielmehr brodelte er bisweilen hoch. So funktioniert Trauma. In meiner Arbeit geht es viel um Traumata und darum, wie diese funktionieren. Das war für mich auch bei dieser Filmarbeit interessant.

Ein weiterer Aspekt ist die persönliche Ebene: Ich bin in Deutschland aufgewachsen, war teilweise die einzige oder eine von zwei Jüdinnen in der Klasse und habe ganz regulär in einer deutschen Schule etwas über den Holocaust gelernt. Ich hatte mir damals sehr oft gewünscht, dass Leute einfach meine Oma und Bella kennenlernen, damit das Ganze eine menschliche und persönliche Dimension erhält. Die Diskussionen, die ich darüber im Geschichtsunterricht erlebt habe, hatten sehr wenig mit meinen Gefühlen und mit den Erfahrungen, die ich in meiner Familie gemacht hatte, zu tun. Es lief sehr unpersönlich und abstrakt ab. Natürlich haben in den Neunzigern die wenigsten Enkelkinder von Nationalsozialisten offen über den Schmerz gesprochen, den sie empfanden, nachdem sie gelernt hatten, dass ihre Großeltern die Täter waren. Das passte vielleicht nicht in ihr Lebensbild. Diese fehlende Offenheit hat in mir sehr viel Schmerz und auch Wut ausgelöst, da ich diese überlebende Frau stets vor meinen Augen hatte.

Ich dachte, vielleicht kann ich etwas relativ Simples machen, und zwar, dass sich die Zuschauer in die beiden Frauen verlieben und so einen empathischen Zugang zum Holocaust erhalten.

In einer Szene besuchen die beiden Damen eine Freundin, die nicht über ihre Erlebnisse im Konzentrationslager sprechen möchte. Wie haben Sie den Umgang mit der Vergangenheit in Ihrer Familie wahrgenommen?

Alexa Karolinski: Meine Oma hat offen über den Holocaust geredet, Bella bis zu dem Film eigentlich gar nicht. Ich habe am meisten von meinen Eltern über den Holocaust erfahren. Wir haben zu Hause sehr viel darüber

gesprochen, da sowohl meine Mutter als auch mein Vater Kinder von Holocaust-Überlebenden waren, was ein eigenes Trauma nach sich zog. Außerdem haben wir ja in Deutschland gelebt und wurden dauernd nicht nur mit dem Holocaust, sondern auch mit dem Jüdischsein konfrontiert. Man fühlt sich ständig jüdisch und wird auch permanent – was ja der große Unterschied zum Leben in den USA ist – daran erinnert. Ich denke, so fühlen sich im Übrigen alle Minderheiten in Deutschland. For better or for worst – nicht immer gut.

# Sind Minderheiten im deutschen Film und Fernsehen zu wenig repräsentiert?

Alexa Karolinski: Das würde ich zu 100 Prozent so sagen. Vor allem hinter der Kamera besteht dieses Problem. "Unorthodox" ist die große Ausnahme, da wir hier ein komplett weibliches Team hatten. Und das war das Ziel, denn nun ist die Messlatte weit oben. Jetzt kann man sagen: "Die haben es auch hingekriegt, warum kriegt ihr es nicht hin."

Kommen wir am Ende noch einmal zu Ihrem aktuellen Werk – "Unorthodox": Die Regisseurin Maria Schrader sagt, dass in dem Moment, in dem die Hauptfigur Esty die unorthodoxe Gemeinde verlässt und nach Berlin – in eine Metropole der Moderne – kommt, wir als Publikum "unsere" Welt kritisch überprüfen. Welche positiven Aspekte kann das Leben in einer derartigen Gemeinde mit sich bringen, die der modernen Welt fehlen?

Alexa Karolinski: In eine Gemeinde hineingeboren zu werden, in der so eine Zusammengehörigkeit besteht, kann sehr gemütlich und schön sein. Es ist eine Welt, in der es weniger Einsamkeit gibt – solange man so denkt und fühlt, wie die Regeln dieser Gemeinde es verlangen. Wir haben Leute kennengelernt, die sehr glücklich waren in ihrer Gemeinde, eben weil es dort den Hyper-Individualismus, nach dem "wir" in der modernen Welt – vor allem hier in den USA – streben, nicht gibt.

Interview: Markus Baar



# WAS SIE SCHON IMMER ÜBER JUDEN WISSEN WOLLTEN... UND NICHT ZU FRAGEN WAGTEN. DAS JÜDISCHE MUSEUM HOHENEMS ALS SCHULE DER ZWEIDEUTIGKEIT

von Hanno Loewy

Manche Museen stehen in den Metropolen, Menschentrauben vor ihren Eingängen, dort, wo Millionen von Touristen sich vorbeidrängen und Blockbuster-Ausstellungen miteinander konkurrieren. Andere Museen kultivieren ihre Nischen, abseits der Ströme. Und manche Museen positionieren sich bewusst auf einer Grenze, in einem Raum der überraschenden Begegnungen. So hat auch das Jüdische Museum Hohenems einen eher imaginären Mittelpunkt besetzt, zwischen Deutschland und "dem Süden", zwischen dem lange Zeit nach Osteuropa orientierten Österreich und der Schweiz, in der spätestens am "Röstigraben" endgültig Westeuropa beginnt und Mitteleuropa endet. Hohenems, ein Ort also für europäische Fragen. Und die stellt das Museum seinen Besucherinnen und Besuchern seit seiner Gründung offensiv, entwaffnend und provozierend.

Peter Sloterdijk hat Museen einmal die "Schule des Befremdens" genannt.¹ Wenn für Museen gilt, dass einem das Eigene fremd und das Fremde vertraut werden kann, dann gilt das im Extrem für "Jüdische Museen". Schon an deren Namensgebung entzünden sich nicht endende Diskussionen, jedenfalls in Europa, wo die meisten jüdischen Museen nach 1945 nicht in der Trägerschaft einer jüdischen Organisation entstanden sind. So wird zuweilen

auf Umschreibungen zurückgegriffen, die der identitären Vereinfachung vorbeugen sollen. In Warschau steht heute das "Polin Museum der Geschichte der polnischen Juden", in Amsterdam das "Jüdische Historische Museum", in Augsburg das "Jüdische Kulturmuseum" und in Laupheim das "Museum zur Geschichte von Christen und Juden". Spätestens die Umgangssprache macht daraus dann doch "Jüdische Museen". Und die Zweideutigkeit eines solchen Begriffs, der zwischen einer Zuschreibung des Gegenstandsfeldes und einer Zuschreibung von Identität schillert, wird für diese Museen selbst konstitutiv. Doch sie teilen diese Zweideutigkeit auch mit anderen Museen.

Peter Sloterdijk: Museum: Schule des Befremdens, in: Frankfurter Allgemeine Magazin v. 17.03.1989.

Kulturmuseen sind ein Produkt der Säkularisierungsgeschichte und der Demokratisierung. In ihnen öffneten sich die Wunderkammern der Herrschaft dem Volk und die sakrale Kunst der profanen Anschauung. Doch der Furor der Aufklärung schuf auch neue Götter. Und so wurden aus den Museen des Volkes Museen der Völker, aus den Museen der Nation Kultstätten des Nationalen. Ihre Geschichte beginnt mit der Gründung des Louvre im Geiste der Französischen Revolution. Eröffnet am 10. August 1793, zu den Feierlichkeiten zum Jahrestag des Sturms auf die Tuilerien, dem Fest der Einheit und Unteilbarkeit der Republik, galt das neugegründete Museum den "Reichtümern der Nation" und dem "Recht aller Menschen auf diesen Genuss", wie Jacques Louis David es in der Nationalversammlung zum Ausdruck brachte.<sup>2</sup> In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hingegen wurden gemeinsame kulturelle Wurzeln beschworen, und damit eine vorrangige Einheit jenseits der politischen Ansprüche der sozialen Bewegungen. Aus den Museen der Demokratie wurden Tempel eines säkularen Kultes. Damit waren Museen freilich auch zum Kampfplatz und Instrument jener geworden, die (neue) Nationen und Regionen mit eigenen politischen Geltungs- und Machtansprüchen ins Spiel bringen wollten. Als 1857 liberale Vertreter des Bürgertums in Vorarlberg mit der Gründung eines Landesmuseumsvereins die Errichtung eines Landesmuseums forderten, stand die beschworene Einheit (und damit letztlich die Erfindung des Landes "Vorarlberg") im Zeichen einer politischen Loslösung von Tirol, für die nun eine "eigene" Kultur und Geschichte in Anspruch genommen wurde. Mit der Ausdifferenzierung der Museen als Orte der Konstitution, ja der Erfindung von "Identität", rückte freilich auch die Alltagskultur, der Wert des Geringen und Durchschnittlichen, des vermeintlich "Typischen" in den Fokus. So wie sich der herrschaftlich-koloniale Zugriff auf fremde Kulturen schrittweise auch der "eigenen Folklore" annäherte und im Medium der Volkskunde damit begann, eine quasi naturgegebene Einheit von Kulturen zu beschwören, so nobilitierten nun neu entstehende Regional- und Heimatmuseen Alltagsgegenstände und verfremdeten sie zugleich. Walter Benjamin hat in seinem Versuch, die Aura eines Gegenstandes als das Aufblitzen von Bedeutung begrifflich zu fassen, schon auf die Ambivalenz hingewiesen, die derart entsteht: "die einmalige Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag".<sup>3</sup> Das Objekt, das wir nobilitieren, indem wir es ins Museum holen, wird uns in diesem Moment zugleich fremd. Es tritt, obwohl physisch nah, von uns zurück, wenn es aus seinem Alltagskontext entführt und in einen Raum des Bedeutens gestellt wird. Je mehr Identitätsbegehren wir nun mit diesen Dingen zu verbinden suchen, umso fremder werden sie uns.

#### Räume der Zweideutigkeit: Das Museum als Beziehungsort

Ein Museum ist ein Ort, an dem wir Dinge im Raum betrachten können, und das heißt auch, von zwei (oder noch mehr) Seiten aus. Es ist die Bewegung der Besucher im Raum, die einen mal narrativen, mal diskursiven Zusammenhang entstehen lässt, in dem bewusste und unbewusste Entscheidungen jederzeit neue Assoziationen herstellen und auflösen können.

Das Museum ist zugleich ein Ort, an dem man – anders als in der Rezeption anderer kultureller Medien – über diese Differenz unmittelbar in einen Dialog eintreten kann. Ein Dialog und eine Folge von Entscheidungen, die unmittelbar in die Rezeption des Mediums selbst eingreift. Dabei kommt es darauf an, den Raum, den das Museum bietet, als Ensemble von Möglichkeiten zu betrachten, die dem Besucher reale Freiheiten einräumen, eigene Erfahrungen zur Geltung zu bringen, mit der Anschauung von Objekten in Beziehung zu setzen und mit anderen Besuchern zu kommunizieren. Die Mehrdeutigkeit der präsentierten Gegenstände, ihrer räumlichen Präsentation und ihrer Kommentierung entfaltet sich dabei entlang unterschiedlicher Spannungen.

Die Spannung zwischen dem Sakralen und Profanen wird im Museum unauflösbar fortgeschrieben. Was im Zuge der Säkularisierung aus Kirchen und Klöstern ins Museum geschafft wurde, wird nun zum Teil einer Kulturgeschichte. Und was aus der profanen Alltagskultur den Weg ins Museum fand, wurde mythisiert und mit einer Aura nationaler Kultur aufgeladen, die an religiöse Andacht zu erinnern vermag.

Die Spannung zwischen Vergangenheit und Gegenwart wird im Museum auf ebenso zweideutige Weise thematisiert. So verleiht ihre Musealisierung den Objekten eine Präsenz, die physische Kontinuität feiert, die sie aus der

<sup>2</sup> Gottfried Fliedl (Hg.): Die Erfindung des Museums. Anfänge der bürgerlichen Museumsidee in der Französischen Revolution, Wien 1996; Gottfried Fliedl: Die Pyramide des Louvre. Welt als Museum, in: Moritz Csáky/Peter Stachel (Hg.): Die Verortung von Gedächtnis, Wien 2001, S. 306 f.

<sup>3</sup> Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, in: ders.: Illuminationen. Ausgewählte Schriften I, Frankfurt am Main 1977, S. 142.



Das Jüdische Museum Hohenems Foto: Jüdisches Museum Hohenems/Fotograf: Dietmar Walser

Zeit heraushebt und uns mit der unmittelbaren Gegenwart von Vergangenheit konfrontiert und sie zugleich in etwas verwandelt, was sie niemals waren.

Ihre räumliche Anordnung im Museum schafft ein weiteres Spannungsfeld, nämlich das zwischen der narrativen Absicht der Kuratoren und dem Eigensinn der Besucher, die ihren eigenen Weg durch die Ausstellung finden, so – allein oder in Verhandlung mit anderen – ihr eigenes Beziehungsnetz knüpfen und damit einen diskursiven Raum herstellen, der immer wieder neu entsteht und identisch wiederholt werden kann. Und schließlich steht jedes Objekt im Spannungsfeld von Biografie und Geschichte, gehört zum je eigenen Bedeutungsgewebe, das ein menschliches Leben ausmacht und aus dessen

Kontext es nun herausgefallen ist. Und es gehört als gesellschaftliches Objekt zugleich zu einer Geschichte, die schon da war, bevor das Objekt in einen individuellen Besitz gelangt ist, aus dem es nun wieder, freiwillig oder gewaltsam, gerissen ist. Geschichtliche Brüche sind es, die die Museen mit Objekten füllen.

#### Jüdische Museen

Auch die Jüdischen Museen sind aus dem Bruch mit der (religiösen) Tradition und ihrer Neuerfindung als "kulturelles Erbe" hervorgegangen. Schon die ersten Gründungen um 1900 "verdankten" sich der Auflösung religiöser und traditioneller Alltagspraxis, der Auflösung ökono-

misch wie politisch unter Druck geratener Lebenswelten und der Migration - aus den Landgemeinden in die Städte, wie schließlich der Massenemigration von Osten nach Westen. All diese von Individuen mal als Katastrophe, mal als Aufbruch wahrgenommenen Zäsuren, verwandelten einen religiös geprägten Begriff von jüdischer Tradition in eine Frage von Identität und Kultur. Deren wichtigstes Medium, nämlich die Familie, bekam angesichts des Zusammenbruchs der traditionellen Strukturen der Großfamilien im Zuge von Migration, Urbanisierung und ökonomischer Mobilität zugleich Konkurrenz in den Produkten der Massenkultur - und schließlich auch im Museum. Die ersten Jüdischen Museen entstanden zumeist in der Trägerschaft jüdischer Gemeinden oder ihnen nahestehender Kulturvereine, 1895 in Wien, 1904 in New York, 1906 in Prag, 1909 in Budapest, 1912 in Worms, 1917 in Berlin, 1922 in Frankfurt am Main, 1927 in Breslau und 1932 in London.4 Gemeinsam war ihnen der Versuch, eine partikulare Tradition als universelle Kultur zu bewahren und zugleich in das kulturelle Erbe der verschiedenen Nationen einzuschreiben. Damit wurden aus den heimatlos gewordenen Objekten einer zerbrechenden traditionellen Lebenswelt Träger einer neu konstruierten kulturellen Überlieferung und einer besonderen historischen Identität. Und zugleich eine Bürgschaft im Prozess der Assimilation und Akkulturation, die ihre Besonderheit aufheben sollte.

Das Versprechen der Aufklärung, für das die Museen noch immer einstanden, wurde nicht eingelöst. Was blieb, nach der Shoah, war eine radikalere Heimatlosigkeit, als sie die Museumsobjekte schon in den Gründungen vor 1933 kennzeichnete. Nun war die Idee des "Jüdischen Museums" selbst heimatlos geworden – und stand damit für die Diaspora schlechthin ein, in ihrer zerstörten Realität, wie auch in ihrem noch lange nicht erledigten utopischen Potenzial.

Jüdische Museen liegen damit konstitutiv auf der Grenze, auch wenn es nicht wie in Hohenems eine Landesgrenze ist. Sie beschäftigen sich mit der Geschichte und Gegenwart einer Minderheit, einschließlich ihrer religiösen Dimensionen, die zugleich eine Quelle der Mehrheitskulturen Europas darstellt, des Christentums wie des Islams. Sie spiegeln das "Eigene" im "Andern", ohne sich darauf festlegen zu lassen, um wessen "Eigenes" und "Anderes" es geht. Sie stellen Zugehörigkeit, Identität und Abgrenzung gründlicher in Frage, als es ihren Trägern, aber zuweilen auch ihrem Publikum recht ist.

Das Jüdische Museum Hohenems war von Anfang an ein Experiment, das Themen, Zeiten und Orte auf provozierende, verstörende, manchmal ironische Weise miteinander verband. Es wurde unter der Formel eines "jüdischen Museums" von "Nicht-Juden" für "Nicht-Juden" gegründet. Aber seine eigene Gründungsgeschichte und die komplexe, individuelle Herkunft mancher ihrer Akteure war deutlich widersprüchlicher, als es diese Formel glauben machen wollte.

Es stellte die mitgebrachten Vorstellungen seiner Besucher offen in Frage. Und es pflegte seit jeher lokale, regionale und globale Netzwerke, die sich auf überraschende Weise durchdringen, so wie es die politische, soziale und kulturelle Realität der Gegenwart tut. Die Diaspora der Hohenemser Juden und ihrer Nachkommen, die Vielfalt ihrer Perspektiven und Zugehörigkeiten schlägt sich auch in den Projekten des Museums nieder – von der weltumspannenden Genealogie im Internet bis zur Infragestellung des "Museumsobjektes" an sich.

#### Community und Diversität

Das Hohenemser Museum hat eine spezifische Community, die diesen Zugang befördert. Es ist intellektuelles Zentrum einer grenzüberschreitend gedachten Region und Zentrum einer globalen Hohenemser Diaspora. Es ist damit zugleich ein regionales "kritisches Heimatmuseum" und ein weltweit operierendes Diasporamuseum, ein Ort der Konzentration und der Zerstreuung. Und es war damit von Beginn an ein Ort, der mit den Fragen der Gegenwart von Migration und Akkulturation, und den damit verbundenen Konflikten konfrontiert war. Schon bei seiner Eröffnung wurde betont, dass dieses auch ein Ort der Auseinandersetzung mit Fragen der gegenwärtigen Migration sein würde, ein politischer Ort, der über Fragen österreichischer oder deutscher "Vergangenheitsbewältigung", aber auch über Fragen der jüdischen Geschichte hinausweisen kann. Von Beginn an thematisierte das Museum, häufig in Kooperation mit Partnern in der Gesellschaft, grundsätzliche und gegenwartsbezogene Fragen des Verhältnisses von "Heimat", "Fremdheit" und wirtschaftlich-sozialer Rea-

<sup>4</sup> Zur Gründungsgeschichte Jüdischer Museen vgl. Jens Hoppe: Jüdische Geschichte und Kultur in Museen. Zur nichtjüdischen Museologie des Jüdischen in Deutschland, Münster 2002, S. 261 ff.; Felicitas Heimann-Jelinek/Wiebke Krohn: Das Erste Jüdische Museum, Wien 2005; Felicitas Heimann-Jelinek (Hg.): Was übrig blieb. Das Museum jüdischer Altertümer in Frankfurt, 1992–1938, Frankfurt am Main 1988; Felicitas Heimann-Jelinek, Eine Sammlung in Wien, in: dies. (Hg.): Möcht' ich ein Österreicher sein: Judaica aus der Sammlung Eisenberger, Wien 2000; Dirk Rupnow, Täter – Gedächtnis – Opfer. Das "Jüdische Zentralmuseum" in Prag 1942–1945, Wien 2000.

lität (so das Vermittlungsprojekt "Das Nützliche und das Fremde") und der interkulturellen Kommunikation (die Gemeindeblattbeilage "Emser Halbmond"), und schließlich auch die jüngste Einwanderungsgeschichte selbst, wie sie nicht zuletzt im Jüdischen Viertel von Hohenems ablesbar ist (die Ausstellung "Lange Zeit in Österreich. 40 Jahre Arbeitsmigration"). Dabei schreckt das Museum auch nicht davor zurück, politisierte und ressentimentgeladene Auseinandersetzungen mit ironischen Interventionen zu unterlaufen (z.B. die Veranstaltung "Wie baut man ein ,ortsübliches' Minarett?"). Angesichts einer Bevölkerung im Vorarlberger Rheintal, zu der in den Städten etwa 20 Prozent muslimische und alevitische, meist türkischstämmige Einwanderer gehören, wäre es im Grunde eine Selbstverständlichkeit, dass kulturelle Institutionen im öffentlichen Auftrag sich auch um Migranten als Zielgruppe bemühen. Doch lange Zeit war das Jüdische Museum eine der wenigen etablierten Kulturveranstalter, das auch diesen Teil seines möglichen Publikums ernst nahm. So war denn auch die Schau "Die Türken in Wien" (Felicitas Heimann-Jelinek et. al., 2011) wohl die erste Ausstellung in Vorarlberg, die komplett auf Deutsch und Türkisch präsentiert wurde. Diese in Wien noch mit deutschen und englischen Objekttexten (und nur wenigen türkischen Textelementen) gezeigte Ausstellung über die sefardischen Juden in Wien und im Habsburger-Reich unterlief alle gängige Geschichtsmythen: die aschkenasischjüdischen Geschichtsmythen, die die Sefarden verdrängt haben, ebenso wie die türkischen, die die Multikulturalität des Osmanischen Reiches vergessen machten, aber auch die österreichischen Geschichtsmythen, in denen nur die Konflikte, aber nicht die später engen Beziehungen und Bündnisse zwischen Habsburg und dem Osmanischen Reich ihren Platz gefunden hatten. Diese Ausstellung komplett zweisprachig zu präsentieren, unterlief noch mehr: nämlich die gängige kulturelle Hegemonie im Alltag. Auch wenn die türkischstämmigen Besucher der Ausstellung sich in den deutschen Texten ebenso zurechtfanden, die Präsenz der türkischen Texte bedeutete für sie nicht nur eine symbolische Anerkennung. Auf einem ungewohnten Feld, dem nämlich der repräsentativen Kultur, waren sie nun mit einem Vorsprung unterwegs, wo sonst immer nur Defizite verzeichnet werden, wurden sie zur Artikulation ihres eigenen Erfahrungsschatzes herausgefordert, der nicht zuletzt darin bestand, selbst Teil einer der vielfältigen Minderheiten zu sein, die im türkischen Homogenisierungsdiskurs keine Artikulationsmöglichkeit finden.

#### Zweideutigkeit als produktive Strategie

In einem jüdischen Museum begegnen die Besucher sich selbst im Spiegel des "anderen". Und das gilt für die nicht-jüdischen Besucher ebenso wie für die jüdischen Besucher. Daraus resultiert eine Chance: die Besucher auf produktive Weise zu irritieren und vor Entscheidungen zu stellen, in denen das Museum, die Menschen, die dort arbeiten, nicht belehrend, sondern als Dialogpartner auftreten. Dazu muss man vor allem eines tun: die Angst vor Zweideutigkeit über Bord werfen.

Und dazu muss sich freilich das Museum als offener sozialer Raum verstehen, als Ort, an dem verschiedene Identitätsentwürfe, Selbstbilder und Interpretationen aufeinandertreffen dürfen, in denen kulturelle Hegemonie in Frage gestellt werden darf.

Um das zu erreichen, muss die Neugier kultiviert werden, die der Besucher, aber auch die eigene. Wir haben in Hohenems die unterschiedlichsten Experimente unternommen, um unsere Gäste in eine Art intellektuelles Schwindelgefühl zu versetzen, in dem es möglich ist, neue Fragen zu stellen. Das heißt auch, Unsicherheit zu akzeptieren.

Was heißt das für unsere Arbeit? Es bedeutet, wir suchen Themen, in denen es nicht darum geht, festgefügte Identitäten und Informationen zu vermitteln, sondern Fragen zu stellen, über die man zivilisiert streiten kann. So erklären wir nicht, warum "die Juden" dies und jenes tun, sondern sehen uns an, warum Menschen verschiedene Antworten auf existentielle Fragen geben, schauen uns gemeinsam an, wie Kulturen, Lebensspuren und Identitäten entstehen – und sich verändern.

Zweideutigkeit als produktives Prinzip bedeutet zugleich, bewusst mit Ironie zu arbeiten. Das kann auch provozierend sein. Ironie heißt eben auch, dass man nicht gleich weiß, wie es gemeint ist. Und genau das fordert Menschen intensiver heraus, als alles andere. Ausstellungstitel können präzise sein und beschreibend, aber auch irritierend mehrdeutig.

Das kann bis an die Grenze einer provozierenden Irreführung gehen. unsere Ausstellung "Die ersten Europäer. Habsburger und andere Juden" (Felicitas Heimann-Jelinek und Michaela Feurstein-Prasser, 2014) versuchte natürlich nicht, den Beweis einer jüdischen Abstammung der Habsburger zu erbringen, sondern die proto-europäische Lebenswelt der Habsburger Juden und anderer Juden in Europa durch sieben Jahrhunderte hindurch zu erkunden, ihre Rolle im Kulturtransfer, ihre Mobilität und Mehrsprachigkeit, ihre transnationalen Netzwerke und Reflexionen, ihr Leiden an der europäischen Katastro-

phe von 1914. Dennoch, auch wenn das Haus Habsburg sich beeilte, uns mitzuteilen, dass es von König David abstammt, viele Besucher haben sich erregt und sind dementsprechend hellwach in die Ausstellung gegangen.

2020 und 2021 hingegen fragte das Museum nach den "letzten Europäern" – den jüdischen Pionieren eines vereinten Europas nach den Katastrophen und Massenverbrechen des 20. Jahrhunderts – und erkundete kritisch, was aus ihren Visionen in einer von neuem Nationalismus geprägten Gegenwart geworden ist.

Jeder Museumskurator, jede Kuratorin kennt jene Besucher, die in Ausstellungen vor allem nach dem suchen, was sie schon kennen, die kontrollieren, ob das, was sie sehen wollen, auch dort zu finden ist. Und die – wenn das nicht der Fall ist – die Mitarbeiter des Museums gehörig belehren. Wir versuchen hingegen Ausstellungen für Menschen zu machen, die neugierig auf das sind, was sie sich noch gar nicht haben vorstellen können. Das setzt freilich eine Haltung voraus: Ausstellungen nicht deshalb zu machen,

weil wir es selber schon besser wissen, sondern weil wir dadurch selbst etwas Neues erfahren können.

Wir laden unsere Gäste ein, uns dabei zu helfen. Wir setzen nicht nur auf die Neugier der Besucher, sondern konfrontieren sie mit unserer eigenen Neugier. Jede unserer Ausstellungen fordert Partizipation von den Besuchern. Das kann bedeuten, eine größere Zahl von Menschen in die Entstehung einer Ausstellung mit einzubinden, ihre Erfahrungen und Geschichten, ihre Beziehungen zu Objekten schon in der Entwicklung einer Ausstellung miteinzubeziehen - so in den Projekten "So einfach war das" (Hanno Loewy, 2004), "Ein gewisses jüdisches Etwas" (Katarina Holländer, 2010) oder der Ausstellung "Jukebox. Jewkbox. Ein jüdisches Jahrhundert auf Schellack und Vinyl" (Hanno Loewy, 2014). In all diesen Ausstellungen waren schon vorab Menschen um Objekte, Bilder, Geschichten gebeten worden, deren Diskurs schließlich die Ausstellung mitgestaltete. Und es fordert Gestaltungsideen, die Besucher nicht nur zu den



"Jukebox. Jewkbox. Ein jüdisches Jahrhundert auf Schellack und Vinyl" Foto: Jüdisches Museum Hohenems/Fotograf: Dietmar Walser

Objekten in Beziehung zu setzen, genauer: ihnen einen Entscheidungsspielraum möglicher Beziehungen anzubieten, sondern auch zueinander in Beziehung treten zu lassen, also zu der unendlichen Vielfalt menschlicher Möglichkeiten, für die das Museum einen zivilen Rahmen schafft. Entfaltete die Ausstellung über Konversionen und Konvertiten ("Treten Sie ein! Treten Sie aus! Warum Menschen ihre Religion wechseln", Hannes Sulzenbacher mit Regina Laudage, 2012) ein biografisches Suchspiel zwischen verschiedenen Formen des Übergangs, das die Besucher mit ihren eigenen Glaubenszweifeln, Widersprüchen und Sehnsüchten konfrontierte, so forderte in der "Jewkbox" die gigantische Theke eines utopischen "jüdischen Plattenladens" geradezu dazu auf, sich gegenseitig beim Eintauchen in individuelle Geschichten über existentielle Erfahrungen mit Schallplatten zu beobachten – und irgendwann das Heft selbst in die Hand zu nehmen und die Gelegenheit des zufälligen Gegenübers zu ergreifen, um eine Geschichte loszuwerden, die man schon ein halbes Leben lang mit sich herumtrug. Dabei nahmen die Besucher schließlich selbst daran teil, ganz Privates in Populäres zu verwandeln. Und dem "sich-selbst-neuerfinden" angesichts von Traditionsverlust und Migration, von Wunsch nach Anerkennung und Zugehörigkeit – also der in weiten Teilen "jüdischen Geschichte" der populären Kultur und der Musikindustrie des 20. Jahrhunderts ein neues Kapitel hinzuzufügen.

In einem Projekt haben wir diese Haltungen – Ironie, Spiegelung, Ambivalenz, Partizipation – auf die Spitze getrieben. In der Ausstellung "Was Sie schon immer über Juden wissen wollten… aber bisher nicht zu fragen wagten" (Hannes Sulzenbacher, 2012) haben wir den Status des Ausstellungsobjekts selbst radikal in Frage gestellt. Und jene Fragen, die Besucher in jüdischen Museen gerne stellen würden, sich aber manchmal nicht zu fragen "trauen", offen artikuliert und an die Besucher zurückgespiegelt. Denn oftmals erweisen sich die Fantasien und Vorstellungswelten hinter solchen Fragen als spannende-



Das "Lego-Auschwitz" von Zbigniew Libera in der Ausstellung "Was Sie schon immer über Juden wissen wollten… aber bisher nicht zu fragen wagten" Foto: Jüdisches Museum Hohenems/Fotograf: Dietmar Walser



"Jukebox. Jewbox. Ein jüdisches Jahrhundert auf Schellack und Vinyl" Foto: Jüdisches Museum Hohenems/Fotograf: Dietmar Walser

res Thema, als ihr Gegenstand selbst. So konfrontierten wir die Besucher mit widersprüchlichen Antworten und mit Objekten, denen oftmals auf den ersten (und auch noch den zweiten Blick) nicht anzusehen war, ob es sich um ein Dokument oder ein Kunstwerk, um "Fake" oder "Realität" handelt. Emblematisch dafür stand natürlich ein Objekt, das bislang immer demonstrativ als "Kunstwerk" ausgestellt wurde, das "Lego-Auschwitz" von Zbigniew Libera: sieben täuschend an Lego-Packungen erinnernde Schachteln, aus deren Inhalt sich Auschwitz im Kinderzimmer nachbauen lässt, Leichenberge und SS-Männer inklusive, so wie es die sonst auch üblichen Fotos auf der Packung eben vorwegnehmen. Libera brauchte dazu nur handelsübliche Lego-Bausteine und die Fantasien der Ausstellungsbesucher, um einen Skandal zu provozieren, der keiner war: "Darf Kunst das?". Doch mit der Frage verbunden "Kann man einen Schlussstrich unter die Shoah ziehen?" begannen manche Besucher das Objekt "misszuverstehen" und sich tatsächlich zu fragen, warum Lego jetzt auch noch das letzte Tabu überschreite. Und kamen damit dort an, wo Libera sie haben wollte, in einem Zustand, in dem Realität und Phantasie nicht mehr so scheinbar einfach zu trennen sind und sich die wirklich radikalen Fragen stellen.

Auch Yael Bartanas Projekt über ein fiktives, oder genauer – nur innerhalb ihres Kunstwerks real existierendes – "Jewish Renaissance Movement in Poland" (auf der Biennale 2013 in Venedig im sicheren Kokon der Kunstwelt präsentiert) wurde im Minikino der Hohenemser Ausstellung zum Objekt zur Frage "Gehören alle Juden nach Israel?", und zum Streitfall unter Besuchern, ob es diese ketzerische Bewegung (und ihre Aufforderung, nach Polen "zurückzukehren") wirklich gibt und vor allem, was wäre, wenn...

Harley Swedler unterlief mit seinem Karaoke-Video zur Frage, wo Juden heimisch sein können, alle Grenzen. Zu den Klängen von "Edelweiß" imitierte er täuschend den singenden Christopher Plummer (der 1965 in der Kinofassung von "Sound of Music" Baron von Trapp spielte), allerdings unbekleidet auf einer

Wiese sitzend hinter seinem eigenen Haus auf Long Island.

Zu einer vielen Besuchern unbehaglichen Form der Partizipation lud ein Mikrofon unter der Frage "Darf man Jude sagen?" ein. Wer sich traute, hörte sich fünf Sekunden später selber. Und durfte dann die Frage beantworten: "Klang es so, wie sie es gemeint haben?".

Zoya Cherkasskys Installation zweier identischer, etwas aufgedunsener Colaflaschen aus Aluminiumguss, die eine mit hebräischer, die andere mit arabischer Aufschrift, kommentierte als Objekt die Frage "Sollen Israelis und Palästinenser in einem oder zwei Staaten leben?" und legte damit die ketzerische Antwort nahe, dass es darauf vermutlich gar nicht ankommt.

Der Koscher-Stempel der Gemeinde Hüttenbach schließlich, eine Leihgabe aus dem Jüdischen Museum Franken, wurde (zur Frage "Was ist koscher?") so präsentiert, dass man ihn nicht richtig sah und einem nichts anderes übrig blieb, als zu glauben, dass dies ein echter

Koscher-Stempel sei (so wie man dem Koscher-Stempel ja auch sonst glauben muss, dass er "echt" ist – obwohl er das, wie man weiß, nicht immer ist…).

Die Diskussionen, die diese Ausstellung auslöste, zwischen den Besuchern genauso wie zwischen den Kollegen, waren in jedem Fall sehr real. Und am Ende der Ausstellung konnte jeder und jede uns eine in der Ausstellung noch ungestellte und unbeantwortete Frage in einem Briefkasten hinterlassen. Wir haben sie dann in einem Internet-Blog ganz ernsthaft beantwortet. Wer sich das anschauen möchte, ist auch heute noch herzlich eingeladen: www.wassieschonimmerueberjudenwissenwollten.at

Und wer jüdische Perspektiven auf die Fragen nach der Zukunft Europas kennen lernen möchte, der kann auf www.lasteuropeans.eu in die Welt der "letzten Europäer" eintauchen, diejenigen, die wir – wie Walter Benjamin kurz vor seinem Freitod an der französisch-spanischen Grenze 1940 einbekannte – eigentlich nicht werden wollen.

# THEMENHEFT UND THEMENFORUM ANTISEMITISMUS



In einer Zusammenarbeit zwischen der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit und dem Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe, Dr. Ludwig Spaenle, MdL, entstand 2020 das Themenheft "Antisemitismus". Es dokumentiert Erscheinungsformen des Antisemitismus und den Umgang damit. Dabei



Themenheft
"Antisemitismus"
bestellbar unter
www.blz.bayern. de/
publikationen-zurpolitischen-bildungsarbeit.html

reichen die Beiträge von wissenschaftlichen Artikeln renommierter Autorinnen und Autoren bis hin zu kürzeren Interviews und Essays betroffener Personen.

So wird Menschen das Wort gegeben, die antisemitischen Kampagnen ausgesetzt sind oder waren. Das Heft eröffnet neben der wissenschaftlichen auch eine oft sehr persönliche Perspektive auf die gesellschaftlichen Konsequenzen des Antisemitismus.

Die Texte des Heftes sind außerdem in einem Online-Themenforum gesammelt. Diese Plattform lädt zum Austausch ein. Teilen Sie uns mit, ob oder wie Sie persönlich Antisemitismus wahrgenommen haben. Lassen Sie die anderen Leserinnen und Leser an Ihren Ideen und Vorschläge, wie die Gesellschaft Antisemitismus entgegenwirken kann, teilhaben.

Schreiben Sie uns dazu gerne eine Nachricht an: landeszentrale@blz.bayern.de

# SIEBEN FRAGEN AN DREI JÜDISCHE MUSEEN IN BAYERN

Ein schriftliches Interview mit Jüdischen Museen in Bayern über Kulturtransfer, "Lieblingsausstellungsstücke" und den eigenen Anspruch an die museale Arbeit



Das Jüdische Museum München begrüßt seine Gäste, 2018. Foto: Jüdisches Museum München/Fotograf: Rupert Steiner Photograph

Die lange Tradition und Geschichte jüdischen Lebens vor Ort zu dokumentieren, ist das Hauptanliegen der zahlreichen jüdischen Museen, die quer über ganz Bayern dazu einladen, jüdische Traditionen und Historie näher kennenzulernen. Die drei größten haben wir gebeten, sieben Fragen zu ihrer Einrichtung zu beantworten.

#### I. JÜDISCHES MUSEUM MÜNCHEN

Das Jüdische Museum München versteht sich selbst als Ort der offenen Diskussion. Ziel ist, die gesamte Vielfalt jüdischer Geschichte, Kunst und Kultur bis in die Gegenwart zu thematisieren.

In direkter Nachbarschaft zu Marienplatz und Viktualienmarkt am St.-Jakobs-Platz befindet sich ein einzigartiges architektonisches Ensemble, das in seiner Lebendigkeit und Vielseitigkeit die Münchner Stadtgesellschaft entscheidend prägt: Das sogenannte Jüdische Zentrum, bestehend aus der 2006 eingeweihten Hauptsynagoge, dem Gemeindezentrum der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern und dem 2007 eröffneten Jüdischen Museum München, das in der Trägerschaft der Landeshauptstadt München liegt.

Das Architektenteam Wandel, Hoefer & Lorch konnte mit seinem Wettbewerbsbeitrag – den drei eigenständigen, kubisch gestalteten Gebäuden – überzeugen. Die kunstvolle Schaffung einer architektonischen Einheit trotz dreier voneinander losgelöster Gebäude gelingt vor allem durch die Verwendung des Travertin-Steins als verbindendem Baumaterial. Auch wird der Eindruck der Einheitlichkeit durch die miteinander korrespondierende Formensprache unterstützt und durch Blickachsen und Passagen zwischen den drei Gebäuden für die Öffentlichkeit erlebbar gemacht.



Jüdisches Zentrum am Jakobsplatz Foto: Jüdisches Museum München/Fotograf: Franz Kimmel

# 1. Warum ist es Ihnen wichtig, die Geschichte jüdischen Lebens zu dokumentieren und auszustellen?

JMM: Unser Ziel ist es, die gesamte Vielfalt jüdischer Geschichte, Kunst und Kultur – einschließlich der aktuellen Situation jüdischen Lebens und der Diversität jüdischer Identitäten und Lebensentwürfe – zu thematisieren. Die Auseinandersetzung mit der Shoah und ihren Auswirkungen auf alle Ebenen jüdischen Lebens und Kultur spiegelt sich im Museum vielfältig wider, ohne jedoch die Shoah ins alleinige Zentrum zu stellen.

Wir verstehen uns als ein sich wandelndes Laboratorium, im ständigen Dialog mit seinen Besucherinnen und Besuchern, das Fragen der Gegenwart und Zukunft aus dem Wissen um die Vergangenheit heraus thematisiert, interpretiert und zur Diskussion stellt. Jüdische Geschichte, Kultur und Kunst werden als Ergebnis unterschiedlicher Lebenswelten, Erinnerungen und Identitäten und nicht zuletzt der Interaktion zwischen jüdischen und nichtjüdischen Lebenswelten begriffen.

Es ist uns wichtig, der Stereotypisierung jüdischer Lebensformen, jüdischer Geschichte und jüdischer Identitäten entgegenzutreten. Das Jüdische Museum München sieht seine Aufgabe darin, ein Bewusstsein für soziale Gleichheit, Chancen und Anerkennung bei allen Unterschieden in religiösen, intellektuellen und alltäglichen Bereichen zu vermitteln, nicht zuletzt auch durch die Besonderheit, diese gesellschaftlichen Fragen aus einer jüdischen Perspektive heraus zu verhandeln.

# 2. Wie und wo hat jüdische Kultur unser Leben bis heute maßgeblich beeinflusst?

JMM: In 1.700 Jahren deutsch-jüdischer Geschichte haben Juden und Jüdinnen stets im Rahmen ihrer Möglichkeiten zum gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Leben beigetragen und es mitgestaltet. Ein schönes Beispiel ist die Bierkrugveredelung. Die 1868 in Bayern erlassene Gewerbefreiheit ermöglichte die Entstehung neuer Tätigkeitsfelder. Jüdische Zuwanderer nach München nutzten diese Möglichkeit und waren maßgeblich an der Entwicklung des Bierkrugveredelungsgewerbes beteiligt.

Ursprünglich trugen Steinzeug-Bierkrüge keine Verzierungen. Erst in den 1880er Jahren begannen Brauereien, ihre Namen auf den Krügen grafisch und farblich hervorheben zu lassen. Zur gleichen Zeit entwickelten Westerwälder Steingutmanufakturen, die Hauptlieferanten der rohen Krüge, neue Techniken. Sie brachten feineres Steinzeug hervor, das sich wegen seiner glatten Oberfläche besonders gut zur Bemalung eignete. Der Ausbau des Bahnnetzes ermöglichte einen kostengünstigen Transport der noch

unveredelten Krüge nach München. Zu den größten und prägendsten Bierkrugveredelungsbetrieben zählten die von jüdischen Zuwanderern gegründeten Firmen Leopold und Nathan Bauernfreund, Josef M. Mayer, Martin Pauson, Josef Reinemann und Gebrüder Thannhauser.

#### 3. Was gibt es in Ihrem Museum zu entdecken, was man nur hier sehen kann?

JMM: Die Dauerausstellung eröffnet Einblicke in die Münchner Kultur- und Stadtgeschichte – aus einer jüdischen Perspektive heraus. München ist eine Stadt von Zugereisten. Aus der näheren Umgebung sowie großer Ferne entscheiden sich bis heute Menschen, nach München zu kommen und Teil der Metropole zu werden.

Die erste Installation STIMMEN beleuchtet das Ankommen jüdischer Familien und von Einzelpersonen in den letzten 200 Jahren. Jede dieser Tonspuren stellt eine Lebensgeschichte vor, die nach München führt oder die Stadt einige Jahre streift.

Die Installationen ORTE und BILDER zeigen unterschiedliche Lebenswelten und Aktivitäten, die jüdische Münchner\*innen für sich entwickelten, vom Chemie-Nobelpreisträger über die Auswanderin bis hin zum Gemeinderabbiner.

Der Ausstellungsbereich RITUALE stellt anhand jüdischer Ritualgegenstände religiöse Traditionen im familiären Umfeld und in der Synagoge vor und thematisiert jüdische Fest- und Feiertage.

Ein COMIC des Zeichners Jordan B. Gorfinkel lenkt die Aufmerksamkeit auf den Neubeginn jüdischen Lebens nach 1945 bis in die Gegenwart. Wechselnde Ausstellungen auf zwei weiteren Ebenen zeigen neue Aspekte aus Kunst, Geschichte und Kultur.

# 4. Würden Sie uns Ihr "Lieblingsausstellungsstück" zeigen und Ihre Wahl kurz erläutern?

**JMM:** Ein Lieblingsstück ist der Tora-Mantel, den Jerta Zollfrey im Jahre 1887 im Gedenken an ihren verstorbenen Ehemann Bernhard an die damalige Hauptsynagoge stiftete.

Die Inschrift besagt: "Krone der Tora Geschenk der Gattin, Frau Jerta zur ewigen Erinnerung an den Gatten, den ehrenwerten Herrn und Gelehrten Bernhard Zollfrey, seine Ruhe sei im Garten Eden München 647 (1887)".

Der Mantel ist ein bewegendes Zeugnis jüdischer Erinnerungskultur und hat gleichzeitig eine abenteuerliche Geschichte hinter sich. Nachdem im Juni 1938 die Hauptsynagoge abgerissen worden war, verloren sich die Spuren der zuvor in ihr verwahrten heiligen Geräte. Doch



Tora-Mantel, München, 1887 Foto: Jüdisches Museum München/Fotograf: Wilfried Petzi



Installation ORTE Foto: Jüdisches Museum München/Fotograf: Daniel Schwarcz

scheinen nicht alle den Zerstörungen der Novemberpogrome zum Opfer gefallen zu sein. 1998 entdeckte Bernhard Purin, Direktor des Jüdischen Museum München, den Mantel in einem Auktionskatalog und konnte ihn aufgrund der Inschrift der ehemaligen Hauptsynagoge zuordnen. Er wurde zunächst von Münchner Stadtmuseum angekauft und befindet sich seit 2007 im Jüdischen Museum München.

5. Gibt es eine Person, die in Ihrer Ausstellung präsent ist, deren Geschichte/Leistung etc. Sie besonders beeindruckt oder berührt hat?

**JMM:** In unserer Dauerausstellung gibt es eine besondere Fotografie: Eine zweiachsige Pferdekutsche mit einem

Ross steht auf einer Straße, eine junge Frau sitzt auf dem Kutschbock, sie hält eine Bogenpeitsche in der Hand. Hinten in der Karosserie sitzt eine ältere Dame in Pelz und Hut. Beide Frauen blicken in die Kamera. Bei der Passagierin handelt es sich um Doris Stepperger-Raila. Mit einer geliehenen Pferdekutsche fuhr sie 1942 zu ihrer Tante Gertrud Raila, um sie zu besuchen. Jüdinnen und Juden im Deutschen Reich war das Benutzen von öffentlichen Verkehrsmitteln verboten (Verordnung vom 24.04.1942).

Dies war nur eine von ca. 2.000 Verordnungen, die die Nationalsozialisten erließen, mit dem Ziel, die jüdische Bevölkerung zu demütigen und entrechten. Dennoch fand Doris Stepperger-Raila eine Möglichkeit, sich fortzubewegen: Für das Fahren von Pferdekutschen gab es keine

Regelung. Die Situation ist beispielhaft dafür, dass sich die als jüdisch Verfolgten trotz allem Handlungsspielräume erkämpften und damit ein Stück ihrer Würde bewahren konnten.

## 6. Wie reagieren die Museumsgäste auf Ihre Ausstellung, welches Feedback bekommen Sie?

JMM: Die Reaktionen unserer Besucher\*innen sind in der Regel sehr positiv. Sie sind überrascht von der Vielfalt der Geschichten und berührt von den unterschiedlichen Biografien in der Dauerausstellung. In unseren Wechselausstellungen, in denen wir weniger bekannte Facetten der deutsch-jüdischen Geschichte und Kultur beleuchten, haben sie oft "Aha-Erlebnisse". Leider erleben wir in unserer täglichen Arbeit auch immer wieder antisemitische Ressentiments und Äußerungen durch Besucher\*innen. Sie bedienen altbekannte Stereotype, äußern sich deutlich israelfeindlich mit problematischen Haltungen zum Nahostkonflikt. Außerdem kommt es gelegentlich vor, dass Besucher\*innen versuchen, anti-muslimische Ressentiments bei unseren Mitarbeiter\*innen abzuladen, in der Hoffnung auf deren Zustimmung.

Dennoch erleben wir die überwältigende Mehrheit unserer Besucher\*innen als offen, neugierig und interessiert. Ihre Blickwinkel, Interpretationen und Fragestellungen eröffnen auch uns immer wieder neue Perspektiven, überraschen und freuen uns. Oft erleben wir auch emotionale Situationen: Einmal besuchte uns eine Familie jüdischer Herkunft aus Buenos Aires. Sie waren auf der Suche nach Informationen über ihren Großvater, der aus München stammte und in der Shoah ermordet worden war. Die Besucherbetreuer\*innen haben den Großvater im Biografischen Gedenkbuch der Münchner Juden 1933–1945 (herausgegeben vom Stadtarchiv) in unserer Bibliothek gefunden. Es war das erste Mal überhaupt, dass die Familie ein Foto ihres Großvaters zu sehen bekam. Das war für alle Beteiligten ein sehr bewegender Moment.

#### 7. Wenn Sie es sich wünschen könnten: Was sollen Museumsgäste aus dem Besuch Ihres Hauses mitnehmen?

JMM: Unsere zentrale Botschaft ist: Jüdische Geschichte und Gegenwart in München ist vielfältig. Es gibt nicht das "eine Judentum" oder "die "typischen Jüdinnen und Juden". Gleichzeitig möchten wir unseren Besucher\*innen einen Perspektivenwechsel ermöglichen und zeigen, dass der Blickwinkel aus einer jüdischen Perspektive heraus neue, berührende und interessante Erzählungen der gemeinsamen Geschichte ermöglicht.

#### II. JÜDISCHES MUSEUM FRANKEN

Das Jüdische Museum Franken in Fürth, Schnaittach & Schwabach wird von einem 1990 gegründeten Verein getragen, dem Trägerverein Jüdisches Museum Franken e.V. Ihm gehören der Bezirk Mittelfranken, die Stadt Fürth, der Landkreis Nürnberger Land, die Marktgemeinde Schnaittach und die Stadt Schwabach an.

Alle Häuser befinden sich in historischen Baudenkmälern aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. Sie besitzen begehbare Synagogen, Laubhütten und Ritualbäder, die bis heute erhalten geblieben sind. Zusammen mit den umfangreichen Sammlungen von Judaika und Alltagsgegenständen vermitteln die Museen ein plastisches Bild des jüdischen Lebens in Franken – vom städtischen und kleinstädtischen bis hin zum ländlichen Milieu, von seinen Anfängen bis heute.

Das Jüdische Museum Franken in Fürth erzählt anhand von Judaika und Alltagsgegenständen Geschichte und Gegenwart jüdischen Lebens in Franken. Das Museum befindet sich in einem ehemaligen jüdischen Wohnhaus, und spiegelt auf faszinierende Art den gelebten Alltag

jüdischer Familien vom 18. bis ins 19. Jahrhundert wider.

Der Weg zum historischen Ritualbad im Keller des Fürther Museums ist abenteuerlich. Der jüdische Kaufmann und Vorsteher der Jüdischen Gemeinde, Hirsch Fromm, hatte das Ritualbad und das Vorderhaus 1702 errichtet. Einzigartige Spuren lassen sich im Haus entdecken – so zum Beispiel auch die originale Kassettendecke und das Dach der historischen Laubhütte im hinteren historischen Anbau. Hier feierten einst jüdische Familien das Laubhüttenfest.

Das Jüdische Museum Franken in Schnaittach wurde in der 1570 erbauten Synagoge mit angegliedertem Rabbinerhaus und Ritualbad eingerichtet. Die Synagoge besteht aus einer Synagoge für Männer ("Männerschul") und einer Synagoge für Frauen ("Frauenschul"), die sich auf einer Ebene befinden. In ihrer Art sind sie die einzigen, die heute in Deutschland in situ erhalten geblieben sind. In seiner Dauerausstellung präsentiert das Museum den bedeutendsten Bestand an Sachzeugnissen jüdischer Landkultur in Süddeutschland. Sie umfasst nicht nur Dinge des religiösen Ritu-



Blick in das Jüdische Museum Franken in Fürth Foto: Jüdisches Museum Franken/Fotografin: Annette Kradisch



Synagoge im Jüdischen Museum Franken in Schnaittach Foto: Jüdisches Museum Franken/Fotograf: Richard Krauss

als, sondern auch zahlreiche Alltagsgegenstände der jüdischen Landgemeinde, der "Medinat Aschpah" – der Verwaltungsgemeinschaft der jüdischen Gemeinden in Ottensoos, Schnaittach, Forth und Hüttenbach. Im selben Gebäude befindet sich das Heimatmuseum Schnaittach.

Das Jüdische Museum Franken in Schwabach ist seit Juni 2015 eröffnet. In ihm wurde ein Kleinod europäischjüdischen Kulturerbes entdeckt: Die historische Laubhütte der Familie Koppel mit eindrucksvoller Wandmalerei aus spätbarocker Zeit. Der Symbolgehalt der Wandmalerei ist in Westeuropa einzigartig. Das Museum befindet sich in einem ehemaligen Wohnhaus des Moses Löw Koppel in der Synagogengasse und bezieht die Synagogengasse mit in den musealen Raum.

In der Synagogengasse befinden sich viele historische Gebäude wie etwa Synagoge, Rabbinerhaus, Lehrhaus und Häuser jüdischer Hoffaktoren, von Rabbinern und Schwabachern jüdischer Familien. Eine kostenlose App lädt dazu ein, dieses einstige jüdische Zentrum Schwabachs als Teil des Museumsbesuchs auf eigene Faust zu erkunden und dabei die jüdische Geschichte Schwabachs und ihrer Bewohnerinnen und Bewohner kennenzulernen.

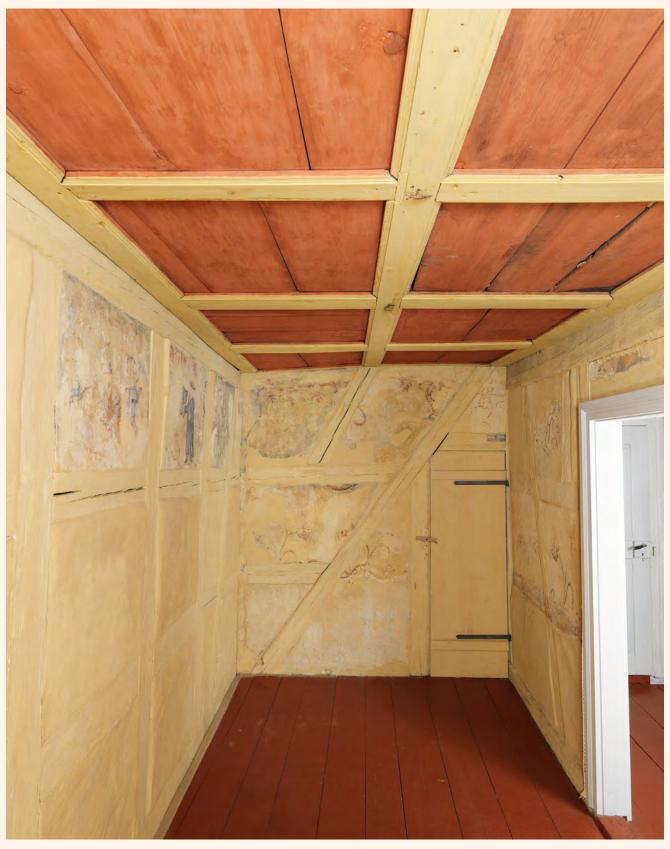
## 1. Warum ist es Ihnen wichtig, die Geschichte jüdischen Lebens zu dokumentieren und auszustellen?

**JMF:** Franken war eine bedeutende Wiege jüdischen Lebens in Süddeutschland. In diese fast tausendjäh-

rige jüdische Geschichte gibt das Jüdische Museum Franken faszinierende Einblicke. Es versteht sich als Zentrum für die Kenntnis und das Verständnis jüdischer Geschichte und Kultur in Franken. Das Jüdische Museum Franken vermittelt in seinen drei Häusern in Fürth, Schnaittach und Schwabach die Vielfalt fränkisch-jüdischen Lebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Dazu dienen besonders Ausstellungen, Bildungsprogramme, Forschungsprojekte, Veranstaltungen, Publikationen und die Sammlungstätigkeit. Es gehört zum Selbstverständnis des Museums, sich auch an aktuellen gesellschaftlichen Debatten zu beteiligen und Stellung zu beziehen.

# 2. Wie und wo hat jüdische Kultur unser Leben bis heute maßgeblich beeinflusst?

**JMF:** Unsere heutige kulturelle Identität beziehen wir aus der Beschäftigung mit der gemeinsamen Geschichte. Dabei ist die jüdische und fränkische Geschichte nicht voneinander zu trennen. Das jüdische Leben hat noch nie isoliert von der Gesamtgesellschaft nur für sich bestanden und tut es auch heute nicht. Zwischen der jüdischen Kultur und ihrer nichtjüdischen Umgebung existierte schon immer ein gegenseitiger Kulturtransfer. Dieser Transfer spiegelt sich in der Sprache, in der Esskultur, der Musik und Literatur, der Mode und der Architektur – kurz in allen Lebensbereichen – wider.



Historische Laubhütte im Jüdischen Museum Franken in Schwabach Foto: Jüdisches Museum Franken/Fotografin: Annette Kradisch

## 3. Was gibt es in Ihrem Museum zu entdecken, was man nur hier sehen kann?

JMF: Die Besonderheit unserer Museen ist die authentische Vermittlung jüdischen Lebens in denkmalgeschützten Gebäuden mit jüdischer Geschichte. Ehemalige Wohnhäuser mit historischen Ritualbädern und bemalte Laubhütten, Synagogen und Rabbineranbauten, sie alle erzählen etwas über jüdische Lebensweisen vergangener Zeiten. Das Museum verfügt auch über die größte Sammlung an Judaika und jüdischen Sachzeugnissen in Süddeutschland. Unser Museum legt einen großen Wert auf die Vermittlung jüdischer Geschichte und Gegenwart aus der jüdischen Perspektive, die sich in den vielen biografischen Zugängen in Ausstellungen und Vermittlungsangeboten zahlreich widerspiegeln.

# 4. Würden Sie uns Ihr "Lieblingsausstellungsstück" zeigen und Ihre Wahl kurz erläutern?

**JMF:** Das ist das Wiener Memorbuch. Das Objekt ist so "vielschichtig", dass sich mit ihm alle Aspekte jüdischer Geschichte und Kultur bis heute erzählen lassen.<sup>1</sup>

1633 wurde das Buch für die jüdische Gemeinde im Wiener Ghetto angelegt. 1670 wurden die Juden aus Österreich ausgewiesen. Die einflussreichste und wohlhabendste Familie des Ghettos – Fränkel – nahm das Buch mit nach Fürth. Das Buch enthält Totengebete für die Verstorbenen der jüdischen Gemeinde in Wien und Fürth von 1633 bis 1932, die für die Gemeinde stifteten oder einen frommen und gelehrten Ruf hatten. Im Nationalsozialismus "verschwand" das Buch und tauchte erst wieder kurz vor der Eröffnung des Jüdischen Museums Franken in Fürth im Jahr 1988 nach einer Haushaltsauflösung in Nürnberg auf.

# 5. Gibt es eine Person, die in Ihrer Ausstellung präsent ist, deren Geschichte/Leistung etc. Sie besonders beeindruckt/berührt etc. hat?

JMF: Wir zeigen in unserer Ausstellung ein Interview mit der 1924 in Fürth geborenen Journalistin und Schriftstellerin Ruth Weiss. Mit ihrer Familie flüchtete sie im Nationalsozialismus nach Südafrika. Früh setzte sie sich gegen die Apartheit in Südafrika ein und hatte Kontakt mit Nelson Mandela und anderen afrikanischen Freiheitskämpfern. Lange Zeit galt auch sie als eine der wichtigsten afrikanischen Stimmen gegen Rassismus, Antisemitismus und Frauenfeindlichkeit. Anfang der 1960er Jahre wurde

Ruth Weiss in Südafrika auf die "Schwarze Liste" gesetzt und musste mit ihrer persönlichen Verfolgung rechnen. Ende der 1960er Jahre lebte sie in Rhodesien und musste aufgrund ihrer kritischen journalistischen Berichterstattung das Land verlassen. Sie lebte daraufhin in England und in Deutschland. Ruth Weiss lebt heute als Schriftstellerin in Dänemark.

Nadine Gordimer konnte 1994 Ruth Weiß nicht treffender beschreiben: "Ruth Weiss wuchs hernach in einem Land auf, in dem nicht der gelbe Stern, sondern die schwarze Farbe der Haut das Brandzeichen des Opfers war. Als Weiße hätte sie damit zufrieden sein können, in Südafrika jene vollen Bürgerrechte zu genießen, die man den Schwarzen verweigerte. Auch wenn die eingewanderte Familie in Armut lebte, hatte sie doch unwillkürlich Anspruch auf die bessere, ausschließlich den Weißen vorbehaltene Bildung. Als Weiße hätte sie ihr Leben lang wie selbstverständlich die ihr automatisch zustehenden Privilegien hinnehmen können, die man den Schwarzen gleichfalls verweigerte: besondere Verkehrsmittel, gesonderte Bibliotheken, Theater, Hotels oder auch die Freiheit, ihren Wohnort wie ihren Beruf und Arbeitsplatz nach ihrem Wunsch zu wählen. Doch tritt uns in der sanften Stimme dieser glaubwürdigen und beeindruckenden Autobiografie ein Mädchen, eine Frau entgegen, die die Verantwortung für die Verhältnisse in ihrem Einwanderungsland gerade so annahm, als wäre sie in diese Bedingungen hineingeboren worden. Noch dazu in einer Weise, wie dies nur sehr wenige Weiße getan haben."

Ruth Weiss' Biografie steht auch exemplarisch für die Geschichte der Frauenemanzipation im 20. Jahrhundert. Auf beeindruckende Weise lernen wir anhand ihrer Lebensgeschichte, wie sich starke Frauen in einer männlich dominierten Welt behaupteten und verwirklichen konnten. Ihr Lebensweg und ihre Lebenshaltung sind inspirierend für alle junge Frauen und Männer im 21. Jahrhundert.

# 6. Wie reagieren die Museumsgäste auf Ihre Ausstellung, welches Feedback bekommen Sie? – Können Sie hier eine exemplarische oder auch besondere Anekdote schildern?

JMF: Einer der schönsten und erfüllendsten Momente unserer Museumsarbeit ist es, wenn Nachfahren jüdischer Familien anlässlich unserer Ausstellungseröffnungen zu einer Reunion nach Fürth, Schnaittach oder Schwabach aus der ganzen Welt zusammenfinden. Die meisten Nachkommen fränkisch-jüdischer Familien leben seit ihrer Emigration oder Flucht im Ausland. Kaum eine Familie kehrte wieder nach Franken zurück.

<sup>1</sup> Vgl. https://www.youtube.com/watch?v=k1CRVAGakZ4 [Stand: 22.09.2021].



Das Wiener Memorbuch Foto: Jüdisches Museum Franken

#### 7. Wenn Sie es sich wünschen könnten: Was sollen Museumsgäste aus dem Besuch Ihres Hauses mitnehmen?

JMF: Wir wollen mit unserer Museumsarbeit die jüdische Erfahrung aus verschiedenen Perspektiven vermitteln. Genauso ist es uns wichtig, klischeeartige Erwartungshaltungen nicht zu bestätigen. Vielmehr geht es in der Museumsarbeit darum, neue Fenster in den Köpfen zu öffnen, zu überraschen und Neugierde und Lust auf mehr zu triggern und sich im Museum mit uns und untereinander aktiv austauschen.

Bei unserer Arbeit mit Kindern und Jugendlichen ist es uns besonders wichtig, dass junge Menschen am Museumsgeschehen partizipieren können. Am liebsten in einem künstlerischen Prozess. Uns ist es sehr wichtig, dass junge Menschen erleben, wie wichtig es ist, sich zu informieren und sich seine Meinung selbst zu bilden – und, was am allerwichtigsten ist, mit diesem Bewusstsein aktiv in die Gesellschaft hineinzuwirken.

#### III. JÜDISCHES MUSEUM AUGSBURG SCHWABEN

Das Jüdische Museum Augsburg Schwaben ist mit dem Gründungsjahr 1985 das älteste Jüdische Museum Deutschlands. Es wird von einer Stiftung getragen. Eingerichtet wurde es im Westflügel des Gebäudekomplexes der Augsburger Synagoge in der Halderstraße, die heute wieder von der Israelitischen Kultusgemeinde Schwaben-Augsburg genutzt wird. Die Synagoge ist mehr als 100 Jahre alt und eine der wenigen Großstadtsynagogen, die im Novemberpogrom nicht zerstört wurden. Das Museum erzählt an zwei Standorten Aspekte der jüdischen Geschichte in Augsburg und Schwaben. Der zweite Museumsstandort ist mit der Ehemaligen Synagoge Kriegshaber die älteste Landsynagoge Bayerisch-Schwabens, die auch als Raum für Veranstaltungen und Wechselausstellungen dient.

# 1. Warum ist es Ihnen wichtig, die Geschichte jüdischen Lebens zu dokumentieren und auszustellen?

JMAS: Das Jüdische Museum versteht sich als Museum einer historischen Minderheit. Daher hinterfragen wir das Integrationsnarrativ und zeigen, dass die Entwicklung jüdischer Kultur in Deutschland auch damit zusammenhing, dass eine gewisse Resistenz vorhanden war, den eigenen kulturellen Hintergrund aufzugeben. Ein wichtiges Ziel des Museums ist es daher, darzustellen, dass es 1. um Menschen geht, über die 2. nicht berichtet werden soll, sondern deren (verschiedene) Perspektive(n) wir erkunden wollen, und dass 3. historische Fragen einen direkten Bezug zur Gegenwart haben. Danach richtet sich auch unser Ausstellung- und Veranstaltungsprogramm. Zudem ist es wichtig, Museum nicht als ein Gebäude zu begreifen, als einen "Bildungstempel", aus dem man klüger herausgeht, als man hineingekommen ist. Ein Museum ist für die Menschen da und muss nicht nur "out of the box" denken, sondern sich auch in die (Stadt-)Gesellschaft hineinbewegen. Museen sind nicht Orte der obsessiven Bewahrung, sondern der dynamischen Kommunikation. Darin sehe ich die große Herausforderung, aber auch die große Chance für Museen im 21. Jahrhundert.

# 2. Wie und wo hat jüdische Kultur unser Leben bis heute maßgeblich beeinflusst?

JMAS: Ich würde es so formulieren: Kulturtransfer ist keine Einbahnstraße. Das heißt, dass sich Kulturen immer gegenseitig beeinflussen. Jiddisch ist mehrheitlich Deutsch und das Deutsche hat, je nach Dialekt, ein paar Wörter aus dem Jiddischen, die Hebräischen Ursprung haben, übernommen. Ohne die Leistung des Kultur-

transfers wäre die arabische Medizin nicht im Mittelalter nach Europa gekommen usw. Was ich sagen will: Natürlich prägt jüdische Kultur unser Leben, nicht zuletzt weil das Christentum aus dem Judentum entstanden ist. Weil viele Kulturen die gleichen Werte teilen und diese Werte in Auseinandersetzung mit den "anderen" erst gesetzt werden. Wir zeigen derzeit eine Intervention in unserer Dauerausstellung, die sich mit "Unseren Werten" aus jüdischer Perspektive auseinandersetzt. Wer will, kann dort viele Ähnlichkeiten, aber auch genauso viele Unterschiede entdecken.

# 3. Was gibt es in Ihrem Museum zu entdecken, was man nur hier sehen kann?

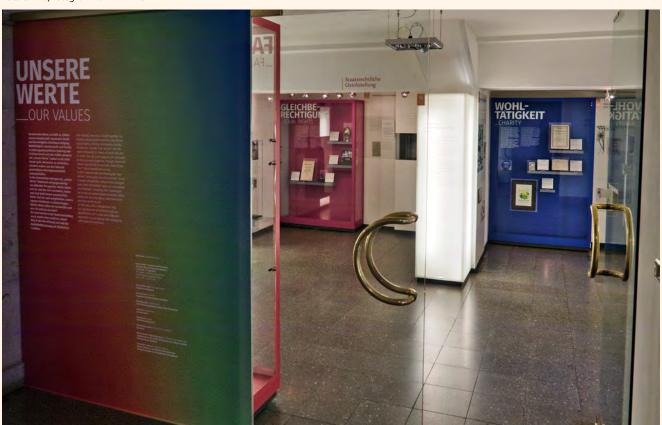
JMAS: Bayerisch-Schwaben war vom 16. bis zum 19. Jahrhundert ein Zentrum des Landjudentums. Nur in Unterfranken gab es eine höhere Dichte an jüdischen Landgemeinden, die allerdings nicht so groß und so bedeutend waren wie die schwäbischen. Dieses Leben auf dem Lande und die daraus entstandene kulturelle Vielfalt des Landjudentums in Bayerisch-Schwaben ist tatsächlich einzigartig. In unserer Dauerausstellung sieht man dies etwa an den Tora-Schildern der Landgemeinden. Diese Sammlung ist tatsächlich einzigartig.

# 4. Würden Sie uns Ihr "Lieblingsausstellungsstück" zeigen und Ihre Wahl kurz erläutern?

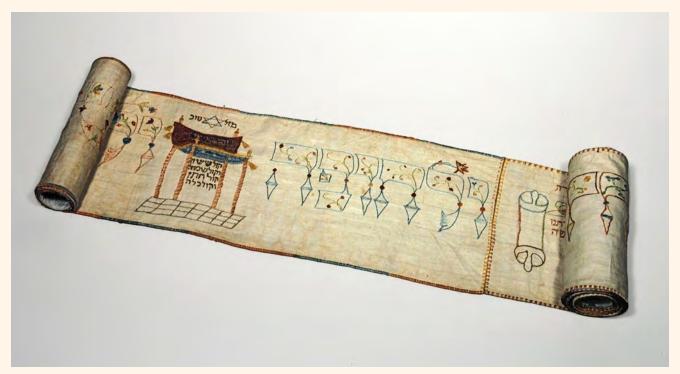
JMAS: Das ist wirklich schwierig, weil die "Lieblingsobjekte" manchmal wechseln. Ein Objekt wird zum "Lieblingsobjekt" wegen seiner Geschichte, die in dieses eingeschrieben ist. Wir forschen immer an unserer Sammlung und so werden immer wieder neue Geschichten entdeckt. Und dann gibt es auch noch einen persönlichen Zugang zu bestimmten Objekten. Ich will ein Beispiel nennen: Eines meiner Lieblingsobjekte ist ein im Moment in der Intervention ausgestellter Tora-Wimpel. Er stammt aus dem 18. Jahrhundert und von der Familie Wertheimer. Ich finde, er zeigt auf ganz verschiedene Weise, worum es in einem Jüdischen Museum und insbesondere in unserem Museum geht: Das Anfertigen von Tora-Wimpeln ist eine Tradition, die nicht nur, aber verstärkt im süddeutschen Raum gepflegt wurde. Die Stoffwindel, mit der ein jüdischer Junge nach seiner Beschneidung eingewickelt wurde, wurde später zerschnitten, zu einer langen Bahn genäht und bestickt (bzw. bemalt) mit dem Namen des Kindes und des Vaters, dem Geburtstag und einem Segensspruch. Verziert wurde dies durch Darstellung etwa



Synagoge in der Halderstraße Foto: JMAS/Fotograf: Franz Kimmel



Blick in die Dauerausstellung mit Intervention "Unsere Werte" Foto: JMAS



Tora-Wimpel der Familie Wertheimer Foto: JMAS

eines Paares unter dem Traubaldachin und auch z.B. florale Muster. Daraus lässt sich so viel ablesen: Etwa können Sie aufgrund der Kleidung des Brautpaars Schlüsse auf Kleidungsstil schließen, auf Basis der Muster Vorlagen suchen, die z.B. auch im christlichen Bereich verwendet wurden, aufgrund der verwendeten Fäden und der Ausführung auf die soziale Stellung der Familie schließen usw. Die Familie Wertheimer war eine der Familien, die europaweit vernetzt waren. Sie zeigt, dass jüdische Geschichte immer auch Familiengeschichte ist und wie wenig Sinn es macht, die Geschichte von Minderheiten im nationalen Kontext erzählen zu wollen.

# 5. Gibt es eine Person, die in Ihrer Ausstellung präsent ist, deren Geschichte/Leistung etc. Sie besonders beeindruckt/berührt etc. hat?

JMAS: Eigentlich sind die Personen, die mir am meisten am Herzen liegen, derzeit in der Ausstellung nicht präsent. In Jüdischen Museen wird etwa die jüdische Geschichte des späten 19./frühen 20. Jahrhunderts anhand von erfolgreichen Wissenschaftler\*innen, Künstler\*innen, Denker\*innen oder Industriellen erzählt, insgesamt also erfolgreichen Menschen, die jüdische Geschichte zu einer "Erfolgsgeschichte" machen, bevor der Holocaust alles zerstörte. Abgesehen davon, dass dabei nie gefragt wird, ob sich

diese Personen auch selbst als Jüdinnen oder Juden definiert hätten, kommt mir die andere Seite zu kurz. Natürlich gab es z.B. jüdische Fabrikbesitzer, aber es gab auch jüdische Arbeiter\*innen. Deren Geschichten, die so lange vergessen wurden, wollen wir in Zukunft viel mehr erzählen.

# 6. Wie reagieren die Museumsgäste auf Ihre Ausstellung, welches Feedback bekommen Sie?

**JMAS:** In jedem Museum gibt es unterschiedliches Feedback – wir sind ja auch alle unterschiedlich. Ich freue mich besonders, wenn Menschen überrascht sind, nicht das gesehen zu haben, was sie sich schon erwarteten.

#### 7. Wenn Sie es sich wünschen könnten: Was sollen Museumsgäste aus dem Besuch Ihres Hauses mitnehmen?

JMAS: Ich würde mir wünschen, dass Besucher\*innen, die das Museum verlassen, das Gefühl haben, durch andere Perspektiven auf die Geschichte bereichert worden zu sein. Ich würde mir noch mehr wünschen, dass sie für sich erfahren haben, dass es nicht um "die Juden" geht, sondern um Menschen, um viele Einzelne. Und ich würde mir wünschen, dass sie Jüdischsein nicht mehr als etwas Fremdes, Exotisches begreifen.

Interviews: Johannes Uschalt





# "WIR DEUTSCHEN JUDEN SIND DEUTSCHE". DER CENTRALVEREIN DEUTSCHER STAATSBÜRGER JÜDISCHEN GLAUBENS (1893–1938) ALS REPRÄSENTANT JÜDISCHEN EMPOWERMENTS

von Rebekka Denz

Auf dem Titelblatt der Broschüre "Wir deutschen Juden" prangt stilisiert das Edikt von Kaiser Konstantin in Konstantinopel an die jüdische Gemeinschaft in Köln von 321 u.Z. Bei dem Dokument handelt es sich um das älteste schriftliche Zeugnis über jüdisches Leben in Mitteleuropa. Blättert man in die Publikation hinein, so liest man:

"Die deutschen Juden sind Deutsche. Seit mehr als 1600 Jahren wurzeln sie in deutscher Erde, atmen sie deutsche Luft, wachsen sie in deutscher Kultur auf, sprechen sie in deutscher Sprache, lieben sie deutschen Acker, deutsche Wälder, Seen und Flüsse. [...] Darf man ihre Nachkommen heute als Zugewanderte, als Fremde auf deutscher Erde bezeichnen?"

Moment einmal, wer hat sich da verrechnet? Wir feiern in diesem Jahr 2021/22 doch 1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland und nicht erst 1.600. Beim genaueren Betrachten des Titelblatts fällt die Überschrift mit der Jahrespanne von 321 bis 1932 ins Auge. In welchem Kontext entstand diese Publikation von 1932? Wer war der Herausgeber?

Veröffentlicht wurde die Schrift vom Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (kurz C.V.), der im Folgenden als ein "Major Player" der deutschen Judenheit um 1900 näher betrachtet wird. Somit werden Einblicke in die Geschichte der reichsweit größten jüdischen Organisation im Deutschen Reich gegeben – ein Fokus liegt dabei auf den Entwicklungen im heutigen Land Bayern.

#### **Positionen**

"Wir deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens stehen fest auf dem Boden der deutschen Nationalität. Unsere Gemeinschaft mit den Juden anderer Länder ist keine andere als die Gemeinschaft der Katholiken und Protestanten Deutschlands mit den Katholiken und Protestanten anderer Länder. Wir erfüllen als Staatsbürger freudig unsere Pflicht und halten fest an unseren verfassungsmäßigen Rechten."<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (Hg.): Wir deutschen Juden. 321–1932, Berlin 1932, S. 47.

<sup>2</sup> Paul Rieger: Ein Vierteljahrhundert im Kampf um das Recht und die Zukunft der deutschen Juden. Berlin 1918, S. 21.



Titelblatt der Broschüre "Wir deutschen Juden"
Abbildung: JCS UB/Digitale Sammlungen Judaica: Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (Hg.): Wir deutschen Juden. 321–1932, Berlin 1932, Titelblatt

So ist rund 15 Jahre zuvor – 1918 – in einer Schrift zum 25. Jubiläum des Centralvereins zu lesen. Die Positionen der Organisation lassen sich im jüdischen Bürgertum und damit im deutschen Bürgertum im Allgemeinen verorten. Die Mehrheit der im Deutschen Reich lebenden Jüdinnen und Juden war Teil dieses Milieus. Dabei betonte der Verein bereits in Paragraph 1 der Satzung seine Offenheit für jüdische Menschen aller politischen und religiösen Ausrichtungen. Diese Offenheit blieb aber theoretisch, da sich de facto überwiegend liberale, deutsch-patriotische Bürgerliche in ihm organisierten, die sich zumeist kulturell und liberal-religiös als jüdisch definierten.<sup>3</sup>

#### Organisationsgeschichte

Der 1893 in Berlin gegründete Centralverein wuchs in der Weimarer Republik zur größten gemischtgeschlechtlichen jüdischen Organisation im Deutschen Reich an. Er verstand sich auch als die Vertretung deutscher Jüdinnen und Juden. Unter Berücksichtigung der Einzel- und Familienmitglieder sowie der korporativen Mitglieder war der höchste Stand im Jahr 1924 mit annähernd 300.000 deutschen Jüdinnen und Juden erreicht.<sup>4</sup> Im Verein waren

<sup>3</sup> Vgl. Jehuda Reinharz: Deutschtum und Judentum in the Ideology of the Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, in: Jewish Social Studies 36 (1974), S. 19-39, hier S. 24.

<sup>4</sup> Vgl. Julius Rotholz: Die deutschen Juden in Zahlen und Bild, Berlin 1925, S. 40. Zum Vergleich: 1933 lebten im Deutschen Reich 499.682 Jüdinnen und Juden. In Bayern (ohne linksrheinische Pfalz) 35.462 Jüdinnen und Juden, was 0,53 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte. Anne-Christin Saß: Berliner Luftmenschen. Osteuropäisch-jüdische Migranten in der Weimarer Republik. Göttingen 2012, S. 66; Rolf Kießling: Judentum (Weimarer Republik), Historisches Lexikon Bayerns, 25.10.20007, https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Judentum\_(Weimarer\_Republik) [Stand: 27.09.2021].

konstant mindestens 20 bis 25 Prozent der jüdischen Bevölkerung organisiert. Laut Arnold Paucker "stimmen seine Historiker darin überein, dass die politische Arbeit des C.V. die Unterstützung von über 60% der jüdischen Bevölkerung genoss".5

Der reichsweit agierende Verein war in Ortsgruppen, Provinzial- und Landesverbände untergliedert. In Kleinstädten und im ländlichen Raum wurden auf der untersten Organisationsebene sogenannte Vertrauensmänner eingesetzt, wenn aufgrund der niedrigen jüdischen Bevölkerungszahlen keine Ortsgruppe existierte.<sup>6</sup>

Um 1932 gab es mindestens 24 Ortsgruppen, die unter dem Dach des Landesverbandes Bayern zusammengeschlossen waren. Beim Blick auf die geografische Verteilung der genannten Ortsgruppen fällt auf, dass mit Ausnahme von Augsburg (Bayerisch-Schwaben) und München (Oberbayern) die Mehrheit der lokalen Vereinigungen in Franken lagen. Weiterhin lässt sich festhalten, dass die große Mehrheit der Ortschaften über eine jüdische Gemeinschaft in der Größenordnung von eintausend bis zu mehreren tausend verfügte. Beide Befunde erscheinen unter Einbeziehung der jüdischen Siedlungsgeschichte in Bayern allerdings als wenig überraschend. Denn so lag die räumliche Konzentration jüdischer Ansiedlung spätestens seit dem Dreißigjährigen Krieg in den ländlichen Regionen Frankens, Bayerisch-Schwabens und mit Abstrichen in der Oberpfalz. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts setzte parallel zur Auswanderung in die USA und zur Abwanderung in andere Teile des Deutschen Reiches verstärkt eine Binnenmigration innerhalb Bayerns ein. Die jüdische Bevölkerung verließ die ländlichen Regionen und siedelte sich in den Städten an. Jüdisches Leben in München, Nürnberg, Fürth, Würzburg, Bamberg und Augsburg florierte – aus Sicht des Centralvereins spätestens um 1918, da dort C.V.-Ortsgruppen bestanden.<sup>7</sup>

Die Phase der Weimarer Republik war von juristischen Auseinandersetzungen und der aktiven Aufklärungsarbeit gegen Antisemitismus geprägt. Dies geschah noch

5 Avraham Barkai: "Wehr dich!" Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens 1893-1938, München 2002, S. 369 f.; Arnold Paucker: Das Berliner liberale jüdische Bürgertum im "Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens", in: ders.: Deutsche Juden im Kampf um Recht und Freiheit, Berlin 2004, S. 161-180, hier S. 171 f. in einem rechtsstaatlichen Umfeld, das zwar nicht vor solchen Angriffen schützte, aber zumindest eine Gegenwehr und Abwehrarbeit möglich machte.

Ab 1933 wurde die Arbeit des Centralvereins erschwert und immer weiter eingeschränkt. Der C.V. wurde ein Motor der (zwangsläufigen) Schaffung neuer innerjüdischer Organisationsstrukturen, wie der im September 1933 gegründeten "Reichsvertretung der deutschen Juden". Zum Präsidenten wurde Rabbiner Dr. Leo Baeck<sup>8</sup> gewählt, der Centralverein war im Ausschuss durch einen Mitarbeiter vertreten. Im November 1938 wurde der Verein als reichsweite Organisation durch die Nationalsozialisten zwangsaufgelöst.9 In Bayern setzte die Verfolgungsgeschichte in der NS-Zeit bereits einige Jahre früher ein. Nach der "Machtergreifung" kam es im Büro des bayerischen C.V.-Landesverbandes in München im März, Mai und Juni 1933 zu Durchsuchungen und Konfiszierung von Schriftmaterial. Am 1. Januar 1934, fast fünf Jahre vor dem erzwungenen Ende als reichsweite Organisation, wurde dem Centralverein in Bayern jegliche Betätigung verboten.10

#### Arbeitsschwerpunkte

Die Vereinsgründung 1893 fiel in eine Zeit großer Wandlungsprozesse für die deutsche Judenheit, die für die jüdische Bevölkerung in die Gesellschaft inkludierende, aber auch exkludierende Tendenzen mit sich brachten. Einerseits befand sich die deutsch-jüdische Gesellschaft nach der rechtlichen Gleichstellung in einer Phase der Urbanisierung und Verbürgerlichung. Andererseits war der Antisemitismus "[g]egen Ende des 19. Jahrhunderts [...] zum 'kulturellen Code' geworden. Das Bekenntnis zum Antisemitismus wurde zu einem Signum kultureller Identität, der Zugehörigkeit zu einem spezifischen kulturellen Lager. Man drückte dadurch die Übernahme

<sup>6</sup> Vgl. Reinharz (wie Anm. 3), S. 25.

<sup>7</sup> Siehe dazu ausführlicher: Rebekka Denz: Der Centralverein in Bayern – ein Werkstattbericht, in: Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung 13 (2019), H. 25, S. 1–15, http://www.medaon.de/pdf/medaon\_25\_denz.pdf [Stand: 10.09.2021].

<sup>8</sup> Leo Baeck (1873 in Lissa [heute Leszno in Polen] – 1956 in London) war Religionsphilosoph, Autor und Rabbiner u.a. in Oppeln [heute Opole in Polen], Düsseldorf und Berlin. Von 1933 bis 1943 war er Präsident der Reichsvertretung der deutschen Juden, die 1939 in Reichsvereinigung der Juden in Deutschland umbenannt wurde. Er überlebte das KZ Theresienstadt und emigrierte nach Kriegsende nach London. Vgl. Ernst G. Lowenthal: Baeck, Leo, in: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz (Hg.): Juden in Preußen. Biographisches Verzeichnis. Ein repräsentativer Querschnitt, Berlin 1982. S. 22 f.

<sup>9</sup> Vgl. Barkai (wie Anm. 5), S. 342–368; Jürgen Matthäus: Abwehr, Ausharren, Flucht. Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens und die Emigration bis zur "Reichskristallnacht", in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 19 (2001), S. 18–40.

<sup>10</sup> Vgl. Denz (wie Anm. 7), S. 10-13.



Aus der Broschüre "Wir deutschen Juden"
Abbildung: JCS UB/Digitale Sammlungen Judaica: Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (Hg.): Wir deutschen Juden. 321–1932, Berlin 1932, S. 23

eines bestimmten Systems von Ideen und die Präferenz für spezifische soziale, politische und moralische Normen aus."<sup>11</sup>

Der Centralverein entstand als eine Abwehrorganisation gegen den Antisemitismus und entwickelte sich im Laufe seiner Wirkungszeit zunehmend von einem reinen Abwehr- hin zu einem Gesinnungsverein. Folglich lässt sich eine Bewegung von außen nach innen feststellen: Der C.V. wandelte sich von einem tendenziell nach außen, an die christliche Umgebungsgesellschaft gerichteten Abwehrverein hin zu einer auch nach innen orientierten Bewegung, die Prozesse der jüdischen Selbstfindung und

der Bestimmung von selbstbewussten jüdischen Identitäten als Teil der Mehrheitsgesellschaft vollzog.<sup>12</sup>

#### Breitenwirkung - Publizistik

Der Verein verstand die Abwehr des Antisemitismus als eine "jüdische Menschheitsaufgabe".<sup>13</sup> Für die Aufklärungsarbeit gegen Antisemitismus, die mit der Vermitt-

<sup>11</sup> Shulamit Volkov: Antisemitismus als kultureller Code, in: dies. (Hg.): Antisemitismus als kultureller Code, München 2000, S. 13–36, hier S. 23.

<sup>12</sup> Barkai hat diesen Aspekt in seiner Monografie "Wehr dich!" anschaulich herausgearbeitet. Auch in komprimierter Form: Evyatar Friesel: From self-defense to self-affirmation. The transformation of the German-Jewish Centralverein, in: Andrea Hoffmann/Utz Jeggle/Reinhard Johler/Martin Ulmer (Hg.): Die kulturelle Seite des Antisemitismus zwischen Aufklärung und Shoa, Tübingen 2006, S. 277–290.

<sup>13</sup> Central Archives for the History of the Jewish People, Jerusalem, Reel 8726 1801 1997 2027.

lung von Wissen über die jüdische Kultur in Geschichte und Gegenwart Hand in Hand ging, führte die Organisation nicht nur unzählige Veranstaltungen in den Städten und auf dem Land durch, sondern betrieb auch ein reichhaltiges Publizistikwesen mit eigenem Verlag. Von der 'Pressehauptstadt Berlin' aus, hier befand sich der Sitz der Redaktionen bzw. des Philo-Verlages, wurden verschiedene publizistische Angebote mit einem breiten thematischen Spektrum für ein heterogenes Zielpublikum gemacht. Als Leserschaft intendiert waren zuvorderst Vereinsmitglieder und darüber hinaus die gesamte (bürgerliche) jüdische Gemeinschaft, aber auch dezidiert die nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft - beiderlei Geschlechts und durch alle Altersschichten. Erneut lässt sich das grundlegende Ansinnen des Centralvereins feststellen, nach innen in die jüdische sowie nach außen in die nichtjüdische Gesellschaft zu wirken.

#### "Wir deutschen Juden. 321-1932"

"Eigentümlich ist dieser Art des Gruppenhasses die Verallgemeinerung. Wenn wir uns hier gegen den Judenhass wenden und uns bemühen, durch Aufzeigung des wahren Gesichtes des Judentums und der Judenheit das in der Volksmeinung verbreitete verzerrte, ja gefälschte Bild des Juden zu zerstören, so sind wir uns dabei bewusst, dass keineswegs alle Juden Engel sind. Wir wollen nichts vertuschen und wissen sehr gut, es gibt unter den Juden genau wie unter den Nichtjuden Betrüger und Verbrecher. Aber ebenso wenig wie man der Christenheit eine Gesamtverantwortung für Handlungen und Charakter des Einzelnen auferlegt, darf man die Judenheit mit einer solchen belasten wollen. Weil ein Jude Betrüger ist, sind nicht alle Juden Betrüger!"<sup>14</sup>

Die Schrift "Wir deutschen Juden. 321–1932" war ein Baustein in der publizistischen Strategie des Centralvereins im Kampf gegen Judenhass. Auf knapp 50 Druckseiten sollte sie sowohl als Argumentationshilfe gegen Antisemitismus für Juden und Jüdinnen als auch als Aufklärungsschrift gegen Antisemitismus für ein nichtjüdisches Lesepublikum dienen.

Herausgearbeitet wird die Verwurzelung der jüdischen Kultur in Deutschland am Beispiel der Sprache, Namensgebung und des Brauchtums. Ebenso werden aktuelle antisemitische Vorkommnisse dokumentiert. So wird

14 Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (wie Anm. 1), S. 3.

eine Liste mit 125 jüdischen Friedhofsschändungen abgedruckt, die seit 1923 im gesamten Deutschen Reich festgestellt worden waren. Mehr als 20 dieser Schändungen ereigneten sich im Gebiet des heutigen Landes Bayern. Gesellschaftsthemen der Zeit und damit verbundene antisemitische Vorwürfe, denen sich die jüdische Minderheit der Zeit ausgesetzt sah, werden aufgegriffen. So werden die "Kriegsleistungen" jüdischer Soldaten im Ersten Weltkrieg ausführlich dargelegt, um dem falschen Vorwurf, jüdische Deutsche seien vermeintliche 'Drückeberger', entgegenzuwirken. Einen gewichtigen Seitenumfang der Schrift macht das Thema "Mitschöpfer der deutschen Kultur" aus. Auch hier wird gegen virulente antijüdische Vorurteile argumentiert: "Wie auf allen Gebieten der Kultur haben sich auch, was fast unbekannt ist, deutsche Männer jüdischer Abstammung als Forschungsreisende und Entdecker hervorragend betätigt."15 Oder: "Immer wieder taucht die Behauptung von mangelnder Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der Juden im Sport auf. In Wirklichkeit haben die Juden auf allen Gebieten des Sports hervorragende Mitkämpfer gestellt."16

Jüdische Forscher werden namentlich vorgestellt, jüdische Sportlerinnen und Sportler beispielhaft erwähnt. Im gesamten Heft wird der Transport der Inhalte durch pointierte Illustrationen unterstützt. Ein Beispiel mit einer sehr gelungenen Bildsprache sei angeführt: Ein Drache speit Feuer mit den Worten "Ritualmord", "Jüdische Internationale" "Jüdischer Marxismus", und "Jüdische Rasse". Darunter befindet sich der Schriftzug "Kampf dem Schlagwort". Das Feuer und der Schriftzug unten werden durch eine Hand, die ein massives Schwert hält, diagonal von unten nach oben durchkreuzt.<sup>17</sup>

Auch die religiöse Ebene wird in der Publikation "Wir deutschen Juden" behandelt. Klischees und Unwahrheiten aus dem Bereich des Antijudaismus werden aufgegriffen und entkräftet. Der Abschnitt "Religion tätiger Nächstenliebe" ist mit sieben Seiten im Vergleich zu den anderen Kapiteln sehr ausführlich gehalten. Im Unterschied zu den übrigen Themen ist der Inhalt und Schreibduktus komplexer und indirekter – verkopfter. Die oben besprochenen "Gegenreden" über jüdische Forscher sowie jüdische Sportlerinnen und Sportler greifen Vorurteile sprachlich unmittelbar auf. Im Fall der Religion wird eine allgemein verständlich formulierte, kurze religionswissen-

......

<sup>15</sup> Ebd., S. 22.

<sup>16</sup> Ebd., S. 24.

<sup>17</sup> Ebd., S. 33.



Aus der Broschüre "Wir deutschen Juden"
Abbildung: JCS UB/Digitale Sammlungen Judaica: Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (Hg.): Wir deutschen Juden. 321–1932, Berlin 1932, S. 33

schaftliche Abhandlung über die Spezifika der jüdischen Religion wie Traditionstreue, jüdische Gesetzgebung usw. vorgelegt. Wie die Überschrift verspricht, wird dabei auf mehreren Ebene ein Bild vom Judentum als "Religion tätiger Nächstenliebe" gezeichnet.

Die Gesamtschau der Broschüre zeigt ihren Wert als ein von der jüdischen Gemeinschaft geschaffenes und publiziertes Zeitdokument im Bereich der Antisemitismusabwehr. Zudem kann die Publikation "Wir deutschen Juden" als Quelle für die Offenlegung konkreter antijüdischer Klischees und Vorurteile dienen, denen Jüdinnen und Juden seitens christlicher Deutscher in der Zwischenkriegszeit ausgesetzt waren.

#### 1932 und das Festjahr 2021/22?

Der Centralverein war sich den Gefahren von Antisemitismus, der völkischen Bewegung und des Nationalsozialismus bewusst und nahm sich Zeit seines Bestehens auf vielfältige Weise der Aufgabe an, aufzuklären und zu kämpfen: "Wir haben versucht, durch Tatsachen zu überzeugen. Aber wir wissen, dass diese Methode der vernunftgemäßen Beweisführung als 'rationalistisch' heute niedrig im Kurse steht, da das Irrationale, das Unvernünftige bewusst über die Vernunft gestellt wird."<sup>18</sup>

Ohne die irrige Annahme stützen zu wollen, Jüdinnen und Juden hätten die Gefahr um Leib und Leben durch das NS-Regime (prophetisch) abschätzen können – der Schlusssatz der Broschüre sei hier abschließend zitiert:

18 Ebd., S. 47.



Aus der Broschüre "Wir deutschen Juden" Abbildung: JCS UB/Digitale Sammlungen Judaica: Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (Hq.): Wir deutschen Juden. 321-1932, Berlin 1932,

"Und weil wir Deutschland als unser Vaterland lieben, werden wir Beschimpfung und Entrechtung nicht hinnehmen, sondern unser Heimatrecht auf deutschem Boden bis zum Letzten verteidigen."19

2021/22 feiern wir bundesweit das Festjahr "1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland". Der C.V. veröffentlichte vor fast 100 Jahren die 50-seitige Broschüre "Wir deutschen Juden. 321-1932". Damit bezog er sich in seiner Argumentationslinie über die langwährende stetige Ansiedlung von Jüdinnen und Juden auf dasselbe schriftliche Zeugnis als Anfangspunkt jüdischen Lebens im Gebiet der heutigen Bundesrepublik, wie dies 2021/22 das Jubiläumsjahr tut.

Das Festjahr 2021/22 steht für jüdisches Leben in Deutschland in Geschichte und Gegenwart. Zwei Aspekte werden dabei insbesondere in Bezug auf die Gegenwart betont: 1.) die große Vielfalt der heutigen jüdischen Gemeinschaft und 2.) die Diskurse um und die Frage nach der (Selbst-)Verortung in der deutschen Mehrheitsgesellschaft als einer Minderheitenkultur. Vor gut 100 Jahren war der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens als größte gemischtgeschlechtliche jüdische Organisation im Deutschen Reich im stetigen Aushandlungsprozess von Deutschtum und Judentum, von Mehrheit und Minderheit. Darüber hinaus ist der C.V. ein historisches Paradebeispiel für jüdisches Empowerment und ein Zentrum für den jüdischen Abwehrkampf gegen Antisemitismus. Ähnliches lässt sich für das Festjahr 2021/22 feststellen.

........

19 Fbd.



Fotos: privat

# "NUR DURCH GEGENSEITIGES KENNENLERNEN, DURCH RESPEKT UND EINEN DIALOG AUF AUGENHÖHE KÖNNEN WIR ETWAS BEWEGEN"

Ein Gespräch mit Eva Haller, Maximilian Feldmann und Sofija Pavlenko von der Europäischen Janusz Korczak Akademie über die Kraft der Begegnung und den Wunsch nach Normalität im Zusammenleben

Wieso gibt es immer noch Berührungsängste und Unsicherheiten im Umgang mit Menschen jüdischen Glaubens in Deutschland? Und welche Formen der Begegnung brauchen wir, um diese Ängste hinter uns zu lassen? Die Europäische Janusz Korczak Akademie (EJKA) mit Hauptsitz in München entwickelte Formate wie "Rent a Jew", in dessen Rahmen Menschen jüdischen Glaubens von sich erzählen und den Fragen der Gruppen und Zuhörenden Rede und Antwort stehen. Andere Projekte der EJKA wie etwa "YouthBridge – Jugend baut Brücken" versuchen Begegnungen und gemeinsame Projekte v.a. von jungen Menschen aller Glaubensrichtungen und mit verschiedensten Biografien zusammenzubringen. Warum es solche Formate braucht, welche Erfahrungen sie bei ihren Begegnungen gemacht haben und was sie sich für unsere Gesellschaft wünschen, das erläutern Eva Haller, Max Feldmann und Sofija Pavlenko von der EJKA im gemeinsamen Gespräch.

#### Wie kam es zu der Idee zu Ihren Programmen, weshalb wollten Sie mit (jungen) Menschen über Ihr Jüdischsein sprechen?

**Eva Haller:** Ein Fokus unserer Akademie ist der interkulturelle Dialog zwischen allen Menschen, egal welcher Religion oder ethnischer Zugehörigkeit vom Kindesalter bis ins Rentenalter hinein. Neben dem Dialog auf Augenhöhe und Respekt wollen wir auch Raum für Begegnungen schaffen, die dann eine etwas andere Ausrichtung haben. Ein Programm wie "*Rent a Jew*" stand dabei für den Dialog, bei etwa "*YouthBridge*" stehen die Begegnungen und die gemeinsamen Projekte im Vordergrund.

Sofija Pavlenko: Während bei einem Programm wie "Rent a Jew" im Fokus stand, eine jüdische Person kennenzulernen, liegt der Fokus bei "YouthBridge" auf gemeinsamen Projekten von Menschen mit verschiedenen Religionen oder kulturellen Hintergründen. Dabei lernen sich die Jugendlichen hier einfach als Menschen kennen und nicht als Teil ihrer Communities. Hier gehen alle gemeinsam gegen z.B. Rassismus oder Antisemitismus vor. Im Programm bilden wir im Leadership auch zukünftige Projektleiter\*innen aus, denn die Kernidee sollte sein, dass wir derartige Probleme in der Gesellschaft nur gemeinsam bekämpfen und besiegen können, egal, welchen

# Im Judentum kennt moun keine unuerschälmten

FHOLGEN



Postkarte zum Projekt "Rent a Jew" Abbildung: Europäische Janusz Korczak Akademie



Hintergrund wir haben. Idealerweise tragen dann alle Teilnehmer\*innen in ihre Communities wieder den Gedanken des Zusammenlebens mit gegenseitigem Respekt hinein.

Welche Motivation stand hinter diesen Programmen: Ging es darum, über das Jüdischsein zu sprechen, die Kultur und Religion kennenzulernen und Vorurteile auszuräumen? Oder vielmehr sogar darum, eben langfristig nicht mehr darüber sprechen zu müssen, also hier darauf hinzuarbeiten, dass jüdisches Leben in Deutschland nichts Außergewöhnliches ist?

Maximilian Feldmann: Ich glaube, das hängt sehr von der Zielgruppe ab. Es gibt selbstverständlich Menschen, die sich mit dem Judentum in gewisser Hinsicht auskennen, aber wir können nicht davon ausgehen, dass es die Mehrheit tut. Wenn man z.B. an Schulen geht, merkt man eine gewaltige Bildungslücke, was elementare Bestandteile der jüdischen Kultur (z.B. das Wissen über einfache Rituale usw.) angeht, das ist sehr bedauerlich. Wenn man daran denkt, dass es schon bis in die Zeit, als germanische Stämme auf deutschem Gebiet gelebt haben, immer auch jüdische Menschen gab, die ihre Kultur und Religion pflegten, ist es schon bedauerlich, dass die nicht-jüdische Mehrheitsgesell-

schaft bis heute so wenig davon weiß bzw. aufgenommen hat. Im Hinblick auch auf die Erklärung der Geschehnisse des 20. Jahrhunderts scheint es umso notwendiger, den Leuten diese elementaren Dinge über das Judentum zu erklären. Oftmals haben gerade jüngere Menschen überhaupt gar keine Ahnung, was jüdische Menschen sind. Die haben noch nie etwas von einer jüdischen Kultur gehört. Sie wissen nur bzw. denken: "Es gab mal diese Leute und nach dem Zweiten Weltkrieg gab es diese Leute nicht mehr." Das ist fast schon absurd, das hat wohl beinahe den Anschein, dass Menschen jüdischen Glaubens so was wie Aliens sind, die mal kurz auf der Erde waren und dann auf ihren Heimatplaneten zurückgeflogen sind. Umso wichtiger ist es, dieser Generation zu erklären, dass Menschen jüdischen Glaubens ganz normale Menschen mit Kultur und Religion sind, die nicht im Verborgenen leben, sondern mit denen man in Kontakt treten kann – denen man begegnen kann.

Sofija Pavlenko: Ich glaube auch, dass sich hier unterschiedliche Ansätze ergänzen müssen. Bei einem Programm wie "Rent a Jew" geht es auch darum, gerade sehr jungen Menschen Begegnungen mit jüdischen Menschen zu ermöglichen, auch oder gerade wenn sie vielleicht Vorurteile haben. In solchen Begegnungen stellt man dann fest, dass die Jugendlichen auf einmal jüdische Menschen als normal und interessant wahrnehmen und nicht etwa als "Opfer" oder gar "Täter" historischer und politischer Ereignisse. Bei "YouthBridge" begegnet man sich dann aber auf einer anderen Ebene, da spielt das Judentum dann keine Rolle mehr im Hinblick auf ein besonderes Merkmal, sondern eher im Sinne von Diversity, dass verschiedene Erfahrungen, verschiedene Werte in das Projekt eingebracht werden - und man dadurch auch besser als Team zusammenarbeiten kann, weil man viele verschiedene Ansätze und Meinungen hat.

Eva Haller: Wie feiern ja in diesem Jahr 1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland und leider ist der Antisemitismus um ein Vielfaches in den letzten Jahren gestiegen. Diese Selbstverständlichkeit, die man eigentlich erwarten sollte, einfach zu wissen, dass Juden Deutsche sind, Deutsche mit jüdischer Religion, die nehmen wir nicht immer wahr. Auch wenn akzeptiert wird, dass Juden dazugehören, werden sie oft auch merkwürdig angesehen und der Antisemitismus steigt. Hier wollen wir ansetzen in allen unseren Projekten: Wir wollen die Erkenntnis bestärken, dass wir deutsche Juden sind, dass wir seit 1.700 Jahren Teil der Geschichte sind und dass wir ganz normaler Teil dieser Gesellschaft sein wollen. Und deswegen machen wir

auch unsere Projekte, um in dieser Normalität zu leben und in diese Gesellschaft noch weiter hineinzuwachsen.

Auf welche Art und Weise kommen denn die Zuhörenden in Begegnungen auf Sie zu, gibt es da eher Gemeinsamkeiten oder doch mehr Unterschiede?

Maximilian Feldmann: Hier würde ich auch gerne unterscheiden zwischen ganz jungen Menschen, Menschen mittleren Alters und älteren Leuten, hier unterscheidet sich die Art und Weise der Begegnungen oft fundamental. Vorurteile oder gewisse Narrative bei jungen Menschen sind oft nicht so fest verankert, die kann man sehr gut angehen. Oftmals wissen Jugendliche auch gar nicht genau, was sie da sagen. Da hilft schon eine Begegnung, um Vorurteile abzubauen. Bei Menschen mittleren Alters habe ich das Gefühl, da sind, manchmal auch gekoppelt an gewisse politische Positionen, Narrative schon mehr verankert. Da muss man natürlich ganz anders herangehen, etwa indem wir dann mit einem wissenschaftlichen Kontext zu argumentieren versuchen oder historische Hintergründe genauer erklären. Bei älteren Menschen spielt unserem Eindruck nach die Nachkriegszeit eine enorm große Rolle. Ich habe das sehr oft erlebt, dass ältere Menschen dann oft gar nicht z.B. über Vorurteile sprechen wollen im direkten Gespräch, sondern über etwas ganz anderes: ihre eigene Familiengeschichte. Wenn sie Kinder der Tätergeneration sind, dann scheint das irgendwie in ihnen zu schlummern, dann wollen sie etwa auch über die Nazi-Vergangenheit in der eigenen Familie sprechen. Wir nehmen aber alles ernst und versuchen auf alle Menschen zuzugehen, egal, auf welche Voraussetzungen wir treffen: Wenn Sie etwas fragen wollen, dann fragen Sie uns. Mit den Leuten ins Gespräch zu kommen, ihre "Trigger-Punkte" zu aktivieren, das ist eigentlich ja unser Ziel.

Was passiert denn, wenn gerade Jugendliche zusammenarbeiten, wie kann man sich das vorstellen, etwa bei "Youth-Bridge"?

Sofija Pavlenko: Man muss dazu sagen, dass "Youth-Bridge" bzw. die Teilnehmer\*innen des Programms gewissermaßen ein Abbild der Gesellschaft sind, gewissermaßen aber auch nicht. Denn wir wissen natürlich auch, dass wir hier in einer Bubble von Leuten arbeiten, die zu uns kommen, die sich engagieren wollen, die Menschen mit anderen Kulturen und Religionen kennenlernen wollen. Wir wissen, dass wir daher wohl auch viele Jugendliche, die vielleicht Vorurteile haben, mit einem Projekt wie diesem nicht erreichen. Wir haben bei "YouthBridge" also auch Leute, die mit einem gewissen Vorwissen in das Projekt



"YouthBridge"-Teilnehmer\*innen auf der Brooklyn Bridge in New York City Foto: Europäische Janusz Korczak Akademie

kommen und sich vorher beispielsweise nicht antisemitisch geäußert haben. Aber natürlich kommen auch hier, zwar unterschwellig, aber dennoch, manchmal Äußerungen, die man vielleicht unter dem Wort "Alltagsrassismus" erfassen kann. Und daran arbeiten wir dann.

#### Gab es in solchen Begegnungen dann auch besondere Aha-Erlebnisse?

Sofija Pavlenko: Es gab so viele derartige Erlebnisse, dass man schon sagen muss, dass man manchmal vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht. Was mir aber einfällt: Bei einer Jubiläumsfeier der EJKA zum zehnjährigen Bestehen haben am Abend alle zusammen zu "Hava Nagila" [Anm. d. Redaktion: ein hebräisches Volkslied] getanzt. Das fand ich so wunderbar, dass Menschen, die zum Projekt kamen, um sich z.B. in der Antirassismusarbeit oder für Feminismus zu engagieren, dann einfach nur zusammen getanzt haben.

Für manche ist dieses Lied Bestandteil ihres Alltags seit ihrer Kindheit, andere haben es hier vielleicht zum ersten Mal gehört, aber trotzdem haben wir einfach gemeinsam getanzt und gelacht. Das war für mich so ein Wow-Moment, weil hier das Zusammenleben eine große Selbstverständlichkeit hatte. Das hat sich großartig angefühlt.

Eva Haller: Es ist uns bewusst, dass Antisemitismus, Rassismus, überhaupt Vorurteile schon am Essenstisch zu Hause, in der Familie entstehen oder auch weitergegeben werden. Nicht unbedingt aus bösem Willen, sondern oft einfach, weil diese Vorurteile von Generation zu Generation weitergegeben werden. Und uns ist natürlich auch bewusst, dass das auch für Peer-Groups zum Beispiel in den Schulen gilt. Gerade hier wollen wir gegenarbeiten, da wo es anfängt, diesen Kreislauf der Vorurteile durchbrechen. So sind daher auch die Projekte angelegt, generationenübergreifend.

Bei "*YouthBridge*" gibt es zum Beispiel auch ein Projekt, das "*Family & Friends*" heißt. Wir laden also nicht nur die Jugendlichen ein, sondern auch ihre Familien.

Wenn man Sie hier in diesem Gespräch erlebt, spürt man Ihr großes Engagement. Nach 1.700 Jahren kämpfen Sie immer noch um Normalität. Woher nehmen Sie die Energie für Ihre Arbeit, statt etwa zu resignieren oder auch einmal wütend zu werden?

Eva Haller: Ja, ich habe keine Jugendquelle, aus der ich jeden Morgen etwas trinke. Es ist einfach wirklich meine innere Überzeugung, dass wir nur durch gegenseitiges Kennenlernen, durch Respekt und einen Dialog auf Augenhöhe etwas bewegen können. Wir können das auch als jüdische Gemeinschaft nicht alleine machen, auch wenn es für uns selbstverständlich ist, wer wir sind und wo wir herkommen. Wir möchten hier gerne eine Normalität leben, da wir hier zu Hause sind. Zwar stellen wir auch immer wieder kleinere und auch größere Rückschläge fest – aber wir geben nicht auf. Das ist in unserer DNA festgeschrieben, wir geben nicht auf.

**Maximilian Feldmann:** Was wäre auch die Alternative? Wenn man nichts tut, wenn man sich durch Rückschläge aufhalten lässt, das wäre verheerend.

**Sofija Pavlenko:** Ich will mit meiner Arbeit auch etwas zurückgeben, denn gemeinsame Projekte haben auch meine Perspektive verändert. Natürlich gibt es Rückschläge und

manchmal ist man sauer, etwa wenn man am 27. Januar bestimmte Facebook-Kommentare liest und sich dann auch fragt, wozu arbeite ich eigentlich, wenn Menschen immer noch an einem solchen Tag abwertende oder menschenverachtende Kommentare posten. Auf der anderen Seite lerne ich bei "*YouthBridge*" aber auch Leute kennen, die sagen, dass diese Begegnungserfahrungen für sie das wichtigste sind, was sie erlebt haben. Und diese Veränderungen, die hier passieren, die finde ich dann wichtiger als negative Erlebnisse. Und, wie Max gesagt hat, welch andere Wahl haben wir auch. Wir persönlich wollen ja z.B. nicht nach Israel ziehen, wir wollen in Europa bleiben, hier sind wir zu Hause, dafür muss man dann auch – im positiven Sinne – kämpfen.

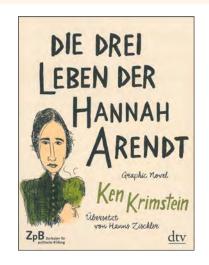
Maximilian Feldmann: Und wenn Menschen, die sich engagieren, dann solchen Kommentaren widersprechen, Hetzern Paroli bieten, dann ist das ein Erfolg. Jeder kleinste Einsatz gegen Hass, Hetze und Antisemitismus ist schon eine große Sache.

Eva Haller: Es ist eine Realität heute, dass wir in einer diversen Gesellschaft leben und diese Gesellschaft beinhaltet uns alle – uns alle. Und wir möchten hier unseren festen Platz haben in dieser Gesellschaft. Diese diverse Gesellschaft muss eine Zukunft haben und die Jugend wird das weitertragen. Und daran glaube ich ganz fest.

Interview: Johannes Uschalt



#### Lesestoff



#### Die drei Leben der Hannah Arendt

*Bestellnummer: 05811089* 4 €

Hannah Arendt: streitbare Jahrhundertdenkerin, zu früh, zu wütend, auf einschüchternde Weise klug, zu jüdisch, nicht jüdisch genug. 1933 floh sie aus Nazi-Deutschland ins Exil, über Tschechien, Italien und die Schweiz zunächst nach Paris. Später emigrierte sie in die USA. Sie bewahrte stets ihre Unabhängigkeit und avancierte zu einer der großen Ikonen unserer Zeit. Diese Graphic Novel skizziert rasant und liebevoll ihren Lebensweg.

Diese und weitere Graphic Novels sowie zahlreiche andere Publikationen können Sie auf der Website der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit bestellen:

www.blz.bayern.de/ publikationen-zurpolitischen-bildungsarbeit.html



#### Impressum

Einsichten und Perspektiven hg. von der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit Verantwortlich: Rupert Grübl, Monika Franz

Redaktion dieses Heftes: Monika Franz, Dr. Robert Sigel, Markus Baar, Johannes Uschalt

Titelbild: Chanukkia an der Binnenalster in Hamburg Foto: Gesche-M. Cordes

Gestaltung: MUMBECK – Agentur für Werbung GmbH, Wuppertal

Druck: Aumüller Druck GmbH & Co. KG, München/Regensburg

Die Beiträge stellen keine Meinungsäußerung der Landeszentrale für politische Bildungsarbeit dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung. Die Landeszentrale konnte die Urheberrechte ggf. nicht bei allen Bildern dieser Ausgabe ermitteln. Sie ist aber bereit, glaubhaft gemachte Ansprüche nachträglich zu honorieren. Die Redaktion trägt der gesellschaftlichen Diskussion über geschlechter- bzw. gendergerechte Sprache Rechnung, indem die Schreibweisen der Texte variieren.

Bayerische Landeszentrale für politische Bildungsarbeit

Englschalkinger Str. 12, 81925 München, Telefon: 089 9541154-00, Fax: 089 9541154-99, landeszentrale@blz.bayern.de www.blz.bayern.de



